

INES DOUJAK

Every courage,



to the future

eous life is a song

Curated by Mateusz Okoński and Aneta Rostkowska

30 September — 17 December 2023

OPENING: Friday 29 September, 7 p.m.

Temporary Gallery

Centre for Contemporary Art

Am Anfang war die Himmelswelt.

Sie fiel kreiselnd wie ein Ahornsaame vom Herbsthimmel. Durch ein Loch in der Himmelswelt ergoss sich eine Säule aus Licht und erleuchtete ihren Weg durch die Dunkelheit. Ihr Fall dauerte eine kleine Ewigkeit. Aus Angst, oder vielleicht aus Hoffnung, umklammerte sie ein Bündel in ihrer Hand.

Wie sie so abwärts trudelte, sah sie unten nur dunkles Wasser. Doch aus dieser Leere starrten viele Augen hinauf in den plötzlichen Lichtstrahl. Sie sahen etwas Kleines darin, ein Staubkorn in dem hellen Streifen. Als es näher kam, erkannten sie eine Frau, die Arme ausgebreitet, hinter ihr eine Fahne von langem schwarzem Haar, während sie auf sie zu kreiselte. (...)

Als guter Gast war die Himmelsfrau nicht mit leeren Händen gekommen. (...) Beim Sturz durch das Loch in der Himmelswelt hatte sie die Hand gereckt, um sich am Baum des Lebens festzuhalten, der dort wuchs. Dabei hatte sie Zweige, Früchte und Samen aller möglichen Pflanzen mitgenommen. Sie verstreute sie auf dem neuen Boden und umhegte jeden sorgsam, bis die Welt nicht mehr braun, sondern grün war. Durch das Loch aus der Himmelswelt ergoss sich Sonnenlicht und half den Samen beim Keimen. Überall sprossen Wildgräser, Blumen, Bäume und Heilkräuter.

Zu Beginn ihres Buches *Geflochtenes Süßgras. Die Weisheit der Pflanzen* (aus dem Amerikanischen übersetzt von Elsbeth Ranke unter Mitarbeit von Wolfram Ströle und Friedrich Pflüger, Aufbau Verlag 2021) erinnert sich Robin Wall Kimmerer an die Geschichte der Himmelsfrau, die von den indigenen Völkern rund um die Großen Seen erzählt wurde. In der Legende wird die Himmelsfrau von einer Gans heruntergetragen und landet auf dem Rücken einer Schildkröte. Wo sie landet, gibt es nur Dunkelheit, Wasser und Wassertiere. Eine Bismarckeite gibt ihr Leben, um ihr eine kleine Handvoll Schlamm zu bringen, den sie auf dem Panzer der Schildkröte verteilt. Bewegt von der Großzügigkeit der Tiere beginnt sie, ihren Dank zu tanzen und dadurch beginnt das Land zu erblühen. Anschließend streut sie die mitgebrachten Samen aus, damit die Tiere reichlich zu fressen haben. Während ihr Fall einen Lichtstrahl aus der Himmelswelt erzeugt, können die Pflanzen gedeihen.

Die Geschichte der Skywoman ist eine Geschichte der Gegenseitigkeit – vorteilhafter Beziehungen zwischen verschiedenen Arten. Die Himmelsfrau ist nicht Eva, die aus dem Garten Eden verbannt wurde, weil sie eine Frucht probiert hatte, und gezwungen wurde, sich der natürlichen Welt zu unterwerfen, um zu überleben. Sie ist eine uralte Gärtnerin, eine Einwanderin, ein willkommener Gast, der etwas zurückgeben möchte. Die Geschichte ist ein Schöpfungsmythos, der eine ethische Botschaft in sich trägt. Interessant ist auch, dass die Hauptfigur weiblich ist. SIE ist es, die im Schöpfungsprozess die Entscheidungsfreiheit hat, SIE, die in der Lage ist, die Gaben der Tiere angemessen zu würdigen, SIE, die das Land aus einem Stück Schlamm erschafft. Aus zeitgenössischer Sicht hat der gesamte Mythos einen feministischen Unterton und eignet sich daher auch als Einleitung zur Ausstellung von Ines Doujak in der Temporary Gallery in Köln. Die Hauptinspiration für die in der Ausstellung präsentierte Kunstwerkreihe waren Landverteidigerinnen aus aller Welt – Aktivistinnen, die sich für den Schutz von Ökosystemen und das Menschenrecht auf eine sichere und gesunde Umwelt einsetzen. Sie sind diejenigen, die mit der Beschleunigung des Landraubs mit all seinen schrecklichen Auswirkungen konfrontiert sind: der Störung funktionierender Volkswirtschaften, der Monokultur-Landwirtschaft, der Zerstörung des Bodens und der Artenvielfalt sowie dem Klimawandel. Viele dieser VerteidigerInnen, die sich für eine gemeinsame Zukunft verantwortlich fühlen, sind Mitglieder indigener Gemeinschaften im globalen Süden, die versuchen, das Land ihrer Vorfahren zu schützen. Viele sind älter und ersetzen jüngere Menschen, „deren Leben noch vor ihnen liegt“. Die Künstlerin schreibt: „In vielen Teilen der Welt leisten Frauen den größten Teil der Landarbeit und sind für die Ernährungssicherheit der Familie verantwortlich. Trotzdem sind sie einer systematischen Diskriminierung ausgesetzt,



was den Zugang zu, den Besitz von und die Kontrolle über Land und das Einkommen aus dessen produktiver Nutzung angeht. Viele dieser Frauen sind Teil Indigener Völker, die auf 25% des Bodens der Erde leben, auf dem 80 % der Pflanzenvielfalt und Tierwelt beheimatet sind. Sie sind nicht von Kapitalakkumulation besessen und verursachen nur einen winzigen Teil der alles Leben vernichtenden Treibhausgase, werden aber im Gegenzug als "rückständig" eingestuft und daher als rechtlos. Ihr Land wird in immer größerer Geschwindigkeit für Soja und Kühe gestohlen, um Rindfleisch für den Export bereitzustellen. Frauen, insbesondere indigene Frauen, sind besonders anfällig für umweltbezogene, weitgehend unbemerkte Gewalt. Viele von der weiblichen Aktivist*innen wurden ermordet, weil sie für Land- und Umweltrechte ihrer Gemeinschaft kämpfen, und eine noch größere Zahl ist Drohungen, Vergewaltigungen, Folter und/oder Inhaftierungen ausgesetzt. Hauptverantwortlich für diese systemische Gewalt sind Politiker, Militärs und Sicherheitskräfte. Umweltaktivist*innen werden zunehmend als "Terroristinnen" gebrandmarkt. Bei der globalen Wende zum Autoritarismus befinden sich Frauen am falschen Ende des Machtspektrums."

Wichtig zu erwähnen ist, dass „Frauen“ hier als eine politische Kategorie definiert werden, die „alle diejenigen umfasst, die unter den materiellen Bedingungen leiden, die historisch den Frauen zugeschrieben wurden, als trans- und nicht-binäre Menschen, intersexuelle und Agender sowie queere Menschen“ (Ines Doujak). Máxima Acuña de Chaupe (geboren 1970) in Peru, Eva Bande (1978) in Indonesien, Bai Bibyaon Ligkayan Bigkay (1928) im Pantaron-Gebirge, Joye Braun (1969–2022) in North Dakota, Berta Cáceres (1973–2016) in Honduras, Maria Chaverra (1950) in Kolumbien, Kateryna Gandzuik (1985–2018) in der Ukraine, Sônia Guajajara (1974) in Brasilien, Francia Márquez (1981) in Kolumbien, Wangari Muta Maathai (1940 - 2011) in Kenia, Vanessa Nakate (1996) in Kongo und viele andere – der Mut dieser Landverteidigerinnen, die unter extrem schwierigen Bedingungen arbeiten, gibt uns Hoffnung und wirkt der dystopischen Weltanschauung entgegen, die uns ständig aufgezwungen wird. Es zeigt, wie man in hilflosen Zeiten die Angst überwinden und Entscheidungsfreiheit entwickeln kann, um die Zukunft zu verändern.

Anders als man vielleicht erwarten würde, bezieht sich die Ausstellung nicht direkt und dokumentarisch auf die Kämpfe der Aktivistinnen. Sie operiert auf einer anderen Ebene, indem sie in die Sphäre des Symbolischen zurückkehrt. Die politische Inspiration übersetzt sich hier in ein fesselndes, sinnliches Umfeld, das aus unterschiedlichen ästhetischen und kulturellen Traditionen schöpft.

Du betrittst den Ausstellungsraum durch die Projektion eines Films mit einer brennenden Faust und einer Frau, was bereits den potenziell revolutionären Geist dessen, was sich darin befindet, andeutet.

Im ersten Raum erwarten dich Skulpturen zweier Flusspferde, inspiriert von einer 4000 Jahre alten ägyptischen Grabbeigabe – einem blauen Flusspferd – dessen Oberflächendekoration mit Lotusblüten und -knospen auf Sümpfe verweist: den natürlichen Lebensraum der Tiere. Artefakte wie dieses sollten den Verstorbenen mit regenerativer Kraft versorgen, um eine Wiedergeburt zu gewährleisten. Weibliche Flusspferde beschützen ihre Jungen aufs Schärfste, daher wurde Taweret, eine Göttin, die Mütter und Kinder beschützt, teilweise als Flusspferd dargestellt. In den vergrößerten Nachbildungen fügte Doujak modifizierte Darstellungen von Abtreibungskräutern – eine weitere Möglichkeit für Mütter, sich zu schützen – und Kriegsmaschinen hinzu, die militärische Gewalt gegen Frauen widerspiegeln, die bis heute in militärischen Konflikten vergewaltigt und deren Kinder entführt werden (wie kürzlich in der Ukraine). Begleitet werden die Flusspferde von einem Brunnen, einem weiteren Symbol der wiederherstellenden Kräfte, dieses Mal mit Figuren von Frauen, die sich umarmen, küssen und miteinander Sex haben. Es entsteht ein Gemeinschaftskörper, in dem Vergnügen eine wichtige Rolle spielt. Vom Ring des Brunnens ragen samenähnliche Objekte in den Ausstellungsraum und laden das Publikum zum Verweilen und zum Gespräch ein. Schlangen an den Wänden – Tiere, die dafür bekannt sind, sich zu häuten – bringen das Thema der Erneuerung und – als Symbol des griechischen Gottes Asklepios – der Heilung in Erinnerung.

Von diesem mystischen Raum, der Vorstellungen von Veränderung und Regeneration hervorruft, bewegen wir uns durch einen seltsamen schwarzen Garten voller verschiedener Samen und Substanzen, zum Beispiel Ton. Die Samenbank mit Hunderten von Arten hat Ines Doujak von ihrem Freund Leo geerbt, der ein leidenschaftlicher Gärtner war. Die Sammlung war riesig, aber auch teilweise ungeordnet, die Etikettierung war eigenwillig und die nicht immer ordnungsgemäß gelagerten Samen waren einer ständigen Bedrohung durch Insekten und Tiere ausgesetzt. Leo hoffte, mit seiner Anhäufung etwas Nützliches anfangen zu können, und hatte das Gefühl, dass darin ein subversives Potenzial steckte. Die Künstlerin war ursprünglich von der dafür erforderlichen Begabung und Sorgfalt überwältigt. Dann beschloss sie, seiner Intuition zu folgen und die Samen in ein neues Kunstwerk zu integrieren. Die Unordnung der Sammlung veranlasste sie, über die Politik der Benennung von Pflanzen nachzudenken und darüber, wie die im 18. Jahrhundert entwickelten Benennungspraktiken nicht nur die westliche Hegemonie, sondern auch eine besondere Geschichtsschreibung festigten, nämlich eine Geschichte, die die Taten großer europäischer Männer feierte. Wie Londa Schiebinger in dem in dieser Broschüre abgedruckten Textfragment schreibt: „Linnés Benennungssystem erzählte die Geschichte der europäischen Botanik-Elite – und schließt andere Geschichten aus.“ Die Sameninstallation von Ines Doujak wird von einem künstlerischen Vorschlag begleitet, der auf dieses Problem reagiert: die Pflanzen mit Namen rebellischer Frauen aus der ganzen Welt umzubeneden. Die Besucher werden ermutigt, die Samensammlung zu erkunden, indem sie die QR-Codes auf den Gläsern mit Samen verwenden, die zu den jeweiligen Biografien führen. Auf diese Weise wird jeder Same zu einer potenziellen revolutionären Inspiration. Darüber hinaus widerruft das Kunstwerk die ermächtigenden Praktiken des informellen Speicherns und Teilens von Saatgut und richtet sich gegen die Umwandlung des Saatguts in marktfähige Produkte in der kapitalistischen Wirtschaft.

Einheimische Namen von Pflanzen enthielten sehr oft Hinweise auf deren Verwendung, beispielsweise in der Medizin. Durch die Umbenennung der Pflanzen im 18. Jahrhundert ging ein Großteil dieses Wissens verloren. Neue Namen lösten Pflanzen aus ihrem ursprünglichen Kontext und ihrer ursprünglichen Bedeutung heraus. Diese Praxis der Untersuchung durch Isolierung verschiedener Elemente (eine „Analyse“ im ursprünglichen Sinne des Begriffs), die oft zum Tod des untersuchten Subjekts führt oder diesen annimmt, ist charakteristisch für die moderne wissenschaftliche Methode. Die Kunstwerke im mittleren Raum der Ausstellung verwenden Elemente von Anatomie-, Krankheits- und Pflanzenatlanten so wie Schautafeln vom Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, einer Zeit, in der sich diese Art von Veröffentlichungen dank besserer Untersuchungs- und Druckmethoden stark verbreitete. Typischerweise präsentieren sie ein bestimmtes Element des Körpers, einen Körper selbst oder eine Pflanze, isoliert von ihrer Umgebung – abstrahiert und dem Blick von außen ausgesetzt. In ihren Collagen bringt Ines Doujak die verschiedenen Körper wieder zusammen und formt neue. Das Innere der Körper ist nicht strikt vom Äußeren getrennt. Durch die exponierte Verletzlichkeit von Menschen, Tieren und Pflanzen, deren Haut oft Krankheitssymptome aufweist, entsteht eine unerwartete Harmonie – eine Verbindung aller Lebewesen. Gleichzeitig hinterfragen die überraschenden Konstellationen die Praktiken unterschiedlicher Klassifizierungen: wissenschaftlich, geschlechtsspezifisch, rassistisch usw. Antike Heilkonzepte basieren auf der Idee, verschiedene Körperflüssigkeiten in das ursprüngliche Gleichgewicht zu bringen. Mit ihren Collagen repariert Ines Doujak, was durch moderne Denk- und Handlungsregime zerbrochen, auseinandergenommen und dem desinteressierten Blick ausgesetzt wurde.

Im letzten Ausstellungsraum werden die Themen Heilung und Hoffnung weitergeführt, diesmal in Form einer Einladung zu gemeinschaftlichen Handlungsformen. Der Raum enthält eine Reihe von Objekten, die während einer künstlerischen Parade im öffentlichen Raum („Die allerschönsten Frauen sind die Frauen der Revolution“) Ende Oktober dieses Jahres verwendet werden sollen. Deren Ziel ist es, Solidarität mit weiblichen Landverteidigerinnen aus aller Welt auszudrücken. In den Wochen nach der Ausstellungseröffnung wird der Raum eine Reihe von Treffen und Workshops ausrichten, die zu dieser gemeinsamen Aktion führen. Fahnen, Kostüme, ein Karren, ein Lied, Bänke zum Sitzen und Reden – sie alle erfüllen eine bestimmte Funktion im Prozess der Vorbereitung und Durchführung der Veranstaltung. Durch sie wird ein gemeinschaftliches Gremium gebildet, um der Politik der Gleichgültigkeit und Verzweigung

entgegenzuwirken und in scheinbar hoffnungslosen Zeiten die Handlungsfreiheit zurückzugewinnen. Die Aktivistin Jakeline Romero Epiayu, der Künstler Camilo Pachón und die Kuratorin Luiza Proença werden zur Prozession beitragen. Fenster in Rot, Gelb und Blau filtern das Licht und rufen erneut die Vorstellung von Potenzial hervor, da durch die Mischung dieser drei Farben viele verschiedene Farben erzielt werden können. Die Figur einer schreienden Frau auf einer Ziege drückt Wut und Machtbereitschaft aus. Eine Landaktivistin oder vielleicht eine Emanation der Skywoman selbst, die in den Raum der Temporary Gallery hinabstieg, um die Sache zu unterstützen? In jedem Fall wird hier ein beeindruckender Geist beschworen, und du bist eingeladen, ihn zu unterstützen!

In dieser Broschüre teilen wir mit euch ein wunderschönes Gedicht von Lynne Thompson über die Erinnerungen der Dichterin an verschiedene Generationen von Frauen in ihrer Familie. Es folgt ein Auszug aus einem herausragenden Buch von Malcolm Ferdinand, in dem der Schutz der Umwelt untrennbar mit politischen Kämpfen gegen (post)koloniale Herrschaft, strukturellen Rassismus und frauenfeindliche Praktiken verbunden ist. Londa Schiebinger zeigt, wie unterschiedliche Namenspraktiken durch spezifische Ideologien und politische Ansichten beeinflusst wurden.

Aneta Rostkowska

Ines Doujak wurde 1959 in Klagenfurt geboren und schloss 1975 eine Tischlerlehre ab. Von 1988 bis 1993 studierte sie an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien, wo sie ihr Diplom erlangte. Sie war Projektleiterin und Key Researcher der beiden vom österreichischen Wissenschaftsfonds FWF (PEEK) geförderten Forschungsprojekte „Loomshuttles, Warpaths“ (2010–2018) und von „Utopian Pulse – Flares in the Darkroom“ (2013–2014) in der Wiener Secession. Ines Doujak erhielt mehrere Preise, unter anderem den Preis der Stadt Wien für Bildende Kunst (2007), den Würdigungspreis des Kulturpreises des Landes Kärnten (2017) und den Österreichischen Kunstpreis (2022). Ihre Werke waren in Einzelausstellungen in der Wiener Secession (2002), dem Salzburger Kunstverein (2005), Royal College of Art, London (2013), Württembergischer Kunstverein, Stuttgart (2016), Bunkier Sztuki Gallery of Contemporary Art, Kraków (2017), Lentos Kunstmuseum Linz (2018) oder der Kunsthalle Wien (2021) zu sehen und wurden bei Gruppenausstellungen in Institutionen wie dem Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofía, Madrid (2010), dem MACBA, Barcelona (2015), dem Lentos Museum, Linz (2018), Museum of Modern Art, Warsaw (2020), Haus der Kulturen der Welt, Berlin (2021) gezeigt. Darüber hinaus war sie mit ihren Arbeiten bei der documenta 12 in Kassel (2007) und Biennalen wie der Busan Biennale, Korea (2012), der Bienal de São Paulo (2014), Bergen Assembly (2019) und der Liverpool Biennial (2021) vertreten. In ihren Projekten arbeitet Ines Doujak häufig mit John Barker zusammen. Die Künstlerin lebt und arbeitet in Wien

Ines Doujak was born in Klagenfurt in 1959 and completed an apprenticeship as a carpenter in 1975. From 1988 to 1993 she studied at the University of Applied Arts in Vienna, where she received her diploma. She was project leader and key researcher of the two research projects “Loomshuttles, Warpaths” (2010–2018) and “Utopian Pulse – Flares in the Darkroom” (2013–2014) at the Vienna Secession, funded by the Austrian Science Fund FWF (PEEK). Ines Doujak has received several awards, including the City of Vienna Prize for Fine Arts (2007), the Cultural Prize of the State of Carinthia (2017) and the Austrian Art Prize (2022). Her works have been presented in solo exhibitions at the Vienna Secession (2002), the Salzburger Kunstverein (2005), Royal College of Art, London (2013), Württembergischer Kunstverein, Stuttgart (2016), Bunkier Sztuki Gallery of Contemporary Art, Kraków (2017), Lentos Kunstmuseum Linz (2018) or the Kunsthalle Wien (2021) and have been featured in group exhibitions in institutions such as the Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofía, Madrid (2010), the MACBA, Barcelona (2015), the Lentos Museum, Linz (2018), Museum of Modern Art, Warsaw (2020), House of World Cultures, Berlin (2021). In addition, her work was represented at documenta 12 in Kassel (2007) and biennials such as the Busan Biennale, Korea (2012), the Bienal de São Paulo (2014), Bergen Assembly (2019) and the Liverpool Biennial (2021). In her projects Ines Doujak often collaborates with John Barker. Doujak lives and works in Vienna

In the beginning there was the Skyworld.

She fell like a maple seed, pirouetting on an autumn breeze. A column of light streamed from a hole in the Skyworld, marking her path where only darkness had been before. It took her a long time to fall. In fear, or maybe hope, she clutched a bundle tightly in her hand.

Hurling downwards, she saw only dark water below. But in that emptiness there were many eyes gazing up at the sudden shaft of light. They saw there a small object, a mere dust mote in the beam. As it grew closer, they could see that it was a woman, arms outstretched, long black hair billowing behind as she spiraled toward them. [...]

Like any good guest, Skywoman had not come empty-handed. [...] When she toppled from the hole in the Skyworld she had reached out to grab onto the Tree of Life that grew there. In her grasp were branches – fruits and seeds of all kinds of plants. These she scattered onto the new ground and carefully tended each one until the world turned from brown to green. Sunlight streamed through the hole from the Skyworld, allowing the seeds to flourish. Wild grasses, flowers, trees, and medicines spread everywhere.

In the beginning of her book *Braiding Sweetgrass: Indigenous Wisdom, Scientific Knowledge, and the Teachings of Plants* (Milkweed Editions, 2013) Robin Wall Kimmerer recalls the story of the Skywoman, shared by the original peoples throughout the Great Lakes. In the legend, the Skywoman is being carried down by a goose and lands on the back of a turtle. Where she lands is only darkness, water and water animals. A muskrat gives its life in order to bring her a small handful of mud which she spreads across the shell of the turtle. Moved by the generosity of the animals, she begins to dance her gratitude and through that the land begins to grow. Then she spreads the seeds that she brought with her so that the animals have plenty to eat. As her fall creates a beam of light from the Skyworld, the plants can grow.

The story of the Skywoman is a story of reciprocity – beneficial relations between different species. The Skywoman is not Eve, banished from the garden for tasting a fruit and forced to subdue the natural world in order to survive. She is an ancestral gardener, an immigrant, a welcomed guest that wants to give back. The story is a creation myth that carries an ethical message. What is also intriguing is that the main protagonist is female. It is SHE who has agency in the process of creation, SHE who is able to honour properly the gifts of animals, SHE who creates the land out of a piece of mud. From a contemporary perspective, there is a feminist undertone to the whole myth and this is also what makes it suitable as an introduction to the exhibition of Ines Doujak at the CCA Temporary Gallery in Cologne.

The main inspiration for the series of artworks presented in the show were namely women land defenders from all over the world – activists who work to protect ecosystems and the human right to a safe and healthy environment. They are the ones facing the acceleration of the land grab with all its horrific effects: the disruption of working economies, monoculture farming, the destruction of the soil and diversity, and climate change. Many of these defenders, who have a sense of responsibility for a common future, are members of Indigenous communities in the Global South trying to protect their ancestral lands. Many are of older age, rather than younger people with “lives ahead of them”. The artist writes: “Women provide most of the labour on the land in many parts of the world and are responsible for family food security. Despite this they face systemic discrimination in terms of their access to, ownership of and control of land, and the income that arises from its productive use. A lot of them are Indigenous who live on 25% of the planet’s land, which is home to 80% of its diverse array of plant and animal life. Not obsessed with capital accumulation, they cause a minute amount of the earth-killing greenhouse gases but in return are categorized as ‘backward’ and thus not entitled to rights. Their land is constantly lost to soya farming and the cows that make beef for the export business. Women, especially Indigenous women, are particularly vulnerable to environmental-related violence, which largely

goes unnoticed. Many women activists were murdered for defending community land and environmental rights and an even larger number face threats, intimidation, rape, torture and/or imprisonment. The most responsible for this systemic violence are politicians, military or security personnel. Many environmental defenders are increasingly branded as 'terrorists' for the simple act of peacefully defending their lands and territory. With the global turn toward authoritarianism, women are at the wrong end of the power spectrum."

What is important to mention is that 'women' are defined here as a political category including "all those who suffer under the material conditions that have historically been assigned to women, as trans and nonbinary people, intersex and agender, and queer people" (Ines Doujak). Máxima Acuña de Chaupe (b. 1970) in Peru, Eva Bande (b. 1978) in Indonesia, Bai Bibyaon Ligkayan Bigkay (b. 1928) in the Pantaron Mountain Range, Joye Braun (1969–2022) in North Dakota, Berta Cáceres (1973–2016) in Honduras, María Chaverra (b. 1950) in Colombia, Kateryna Handziuk (1985–2018) in Ukraine, Sônia Guajajara (b. 1974) in Brazil, Francia Márquez (b. 1981) in Colombia, Wangari Muta Maathai (1940–2011) in Kenya, Vanessa Nakate (b. 1996) in Congo, and many others – the courage of these women land defenders, working in extremely difficult conditions, gives us hope and counters the dystopian worldview constantly imposed on us. It shows how to abandon fear and develop agency in helpless times in order to transform the future.

Contrary to what you might expect, the exhibition does not refer to the activist struggles in a direct, documentary way. It operates on another level, by returning to the sphere of the symbolic. The political inspiration translates here into a captivating, sensual environment drawing from different aesthetic and cultural traditions.

You enter the exhibition space through a projection of a movie with a burning fist and a woman, already indicating the potentially revolutionary spirit of what is inside.

In the first space, sculptures of two hippopotamuses await you, inspired by a 4,000-year-old Egyptian burial object – a blue hippo – whose surface decoration with lotus flowers and buds refers to marshes, the animals' natural habitat. Artefacts like these were meant to supply the deceased with regenerative power to guarantee rebirth. Female hippos fiercely protect their young, thus Taweret, a goddess who protects mothers and children, was depicted as part hippo. In the enlarged replicas, Doujak added modified representations of abortifacient herbs – another way for mothers to protect themselves – and war machinery, reflecting the military violence used against women, who still to this day are raped during military conflicts and whose children are kidnapped (as experienced recently in Ukraine). The hippos are accompanied by a fountain, another symbol of restorative powers, this time featuring figures of women embracing, kissing and having sex with each other. A communal body is being formed and pleasure plays an important role in it. From the ring of the fountain, objects resembling seeds reach out into the exhibition space, inviting the audience to sit around and chat with one another. Snakes on the walls – animals known for shedding their skin – bring again the theme of renewal and, as a symbol of Greek god Asclepius, healing.

From this mystical space evoking notions of change and regeneration, we move along a strange black garden filled with different seeds and substances, for example clay. The seed bank containing hundreds of species was inherited by Ines Doujak from her friend Leo who was a passionate gardener. The collection was immense but also not fully ordered, the labelling was idiosyncratic and the seeds, not always properly stored, were under a constant threat from insects and animals. Leo hoped to do something useful with his accumulation and felt it had a subversive potential. The artist, originally overwhelmed with the gift and care that it requires, decided to follow his intuition and integrate the seeds into a new artwork of hers. The messiness of the collection made her reflect on the politics of naming plants and how naming practices devised in the eighteenth century consolidated not only Western hegemony but also a particular historiography, namely, a history celebrating the deeds of great European men. As Londa Schiebinger writes in the text excerpt reprinted in this booklet: "Linnaeus' naming

system retold the story of elite European botany – to the exclusion of other histories.” The seed installation of Ines Doujak is accompanied by an artistic proposal that responds to this problem: to rename the plants with names of rebellious women from all over the world. The visitors are encouraged to explore the seeds collection by using the QR codes on the jars with seeds that lead to their biographies. In this way each seed becomes a potential revolutionary inspiration. Additionally, the artwork evokes the empowering practices of informal seed saving and sharing, against turning the seeds into marketable products in the capitalist economy.

Indigenous names of plants very often contained information concerning how they can be used, for example, in medicine. Through the renaming of plants in the eighteenth century, a great deal of this knowledge was lost. New names separated plants from their original context and meaning. This practice of examining through isolating various elements from each other (an ‘analysis’, in the original meaning of the term), which often results or assumes the death of the examined subject, is characteristic for modern scientific method. The artworks in the middle room of the exhibition use elements of anatomical, disease and plant atlases as well as educational boards from the end of the nineteenth century and beginning of the twentieth century, a time in which this kind of publication proliferated thanks to better scientific and printing methods. Typically they present one specific element of the body, a body itself or a plant isolated from its environment – abstracted and put to an external gaze. In her collages Ines Doujak brings the different bodies back together and forms new ones. The inside of the bodies is not strictly separated from the outside. Through the exposed vulnerability of humans, animals and plants, whose skin often shows symptoms of a disease, an unexpected harmony emerges – a connection between all beings. At the same time the surprising constellations question the practices of various types of classifications: scientific, gender, racial etc. Ancient concepts of healing involve the idea of putting various bodily liquids into a harmonious balance. With her collages Ines Doujak repairs what has been broken, torn apart and subjected to a disinterested gaze by modern regimes of thinking and doing.

In the last space in the exhibition, the topics of healing and hope continue, this time in the form of an invitation to more communal forms of action. The room contains a set of objects to be used during an artistic parade in public space („The most beautiful women are the women of the revolution” at the end of October this year, the goal of which is to express solidarity with women land defenders from all over the world. In the weeks after the exhibition opening, the space will host a series of meetings and workshops leading to this joint action. Flags, costumes, a cart, a song, benches on which to sit and talk – all of them fulfil a specific function in the process of preparing and conducting the event. Through them a communal body will be formed to counter the politics of indifference and despair and regain agency in seemingly hopeless times. Activist Jakeline Romero Epiayu, artist Camilo Pachón and curator Luiza Proença will contribute to the procession. Windows in red, yellow and blue filter the light and invoke a notion of potentiality again, as by mixing these three, many different colours can be achieved. A figure of a screaming woman on a goat expresses anger and readiness to take power. Is this a land activist or perhaps an emanation of the Skywoman herself that has descended into the space of the CCA Temporary Gallery to support the cause? In either case, a formidable spirit is invoked here, and you are invited to support it!

In this booklet we share with you a beautiful poem by Lynne Thompson about poet’s memories related to different generations of women in her family. It is followed by an excerpt from an outstanding book by Malcolm Ferdinand in which protecting the environment is inseparably related to political struggles against (post)colonial domination, structural racism, and misogynistic practices. Londa Schiebinger shows how different naming practices were influenced by specific ideologies and political views.

MANGOSAMEN, MAISSAMEN

LYNNE THOMPSON

*Eine der Großmütter sah ich nur ein Mal
auf einer Fotografie.
Sie war klein und stämmig, eine schwarze Schwarze Karibin
mit einer Stirn so weit wie das Meer,
das Port Elizabeth küsst,
und einer Nase so breit wie das Nostrum von Admiralty Bay.
Wenn sie tief atmete,
roch ihr Atem nach Kokosnuss und Piment,
Mango und Frangipani,
Amsel und blauem Himmel,
roch nach der Insel Bequia.
Sie beschwor eine Tochter,
verhexte dann eine andere,
und sie verfluchten zusammen fünf Töchter,
und einer von diesen fliegenden Fischen bin ich.*

*Die andere Großmutter reimte ich mir aus Mythen
und halben Geschichten zusammen.
Sie war eine rote Rote Cheyenne –
verbrannte Erde,
oft vertrieben –
und trug ein dickes Hirnrohr
abgerissen von ihrer Stirn,
so weit wie Dakota,
bevor es geteilt wurde in Nord und Süd.
Sie zischt Warnungen über zehn, dann zehnmals
zehn weitere Jahre an einen Sohn
der ihnen für mich neue Gestalt verleiht
in meinen Träumen und manchmal im Wachen.
Als Flöte, blauer Mais, Sonnentanz kommt sie, fliegende Krähe, und singt die
Geister herbei,
und einer von denen bin ich – ein singender Geist.*

SEED OF MANGO, SEED OF MAIZE

LYNNE THOMPSON

*I saw one of the grandmothers only once
in a photograph.
Short and sturdy she was, a black black Carib
with a forehead wide as the sea
that kisses Port Elizabeth
and a nose broad as the nostrum of Admiralty Bay.
Breathing deeply,
her breath was fume of coconut and allspice,
mango and frangipani,
blackbird and blue sky,
was the isle of Bequia.
She conjured a daughter,
then jinxed another,
and they bedeviled five daughters between them,
and I am one of those flying fish.*

*The other grandmother I composed from myth
and half-told stories.
She was a red red Cheyenne—
scorched earth,
much chased—
sporting a thick reed of brain
pulled off from her forehead,
wide as Dakota
before it was north and south.
She hisses warnings across ten, then ten times
ten more years to a son
who reshapes them for me
in my dreams, sometimes in my waking.
As flute, blue maize, dance of the sun, she comes, crow on the wing,
singing up the ghosts,
and I am one of those—a ghost, singing.*

Die Kämpfe der dekolonialen Ökologie: Auferstehen aus der modernen Herrschaft

Malcolm Ferdinand

Das Anthropozän zu erschüttern, heißt nach einer weiteren Bedeutung des Verbs *décaler** wörtlich auch, den „Schiffsbauch des Anthropozäns zu leeren“. Dem Ideal der Gleichheit entsprechend soll die Politik abgeschafft werden, die einige Menschen und Nicht-Menschen in den Frachtraum eines Schiffes steckt, mit anderen Worten, die Versklavten sollen aus der ökologischen Krise befreit werden. Dieser Aufstand im Schiffsbauch wird in der dekolonialen Ökologie durch eine Vielzahl gesellschaftlicher und politischer Kämpfe zum Ausdruck gebracht, in der die Bewahrung des ökologischen Gleichgewichts und das Streben nach der Befreiung aus kolonialen Verhältnissen ein und dasselbe Problem darstellen. Kämpfer*innen erheben sich gegen die Gewalt des kolonialen In-der-Welt-Seins und gegen den Kapitalismus, der die Welt verschlingt und dabei die Menschen und Nicht-Menschen in der Karibik wie auch anderswo auf der Erde unterdrückt. In Bezug auf die dekoloniale Ökologie lassen sich heute vier Formen des Kampfes ausmachen.

Der erste findet sich in den Aktionen präkolumbianischer und indigener Völker, die angesichts des Raubbaus multinationaler Konzerne und liberaler Staaten dafür kämpfen, ihren Lebensraum und ihren Platz in der Welt zu bewahren. Er manifestiert sich gegenwärtig in den Aktionen der First Peoples und ihrer Verbündeten, die sich dafür einsetzen, ihre Wälder und Lebensräume zu bewahren, im Widerstand der indigenen Völker von Französisch-Guyana gegen das Projekt „Montagne d'or“, im Widerstand der Native Americans gegen Gaspipeline-Projekte wie das in der Standing Rock Reservation in den Vereinigten Staaten und im Widerstand der Inuit gegen die Ölindustrie in den Teersanden. Die Umweltbewegung um die Organisation Casa Pueblo in Puerto Rico geht ebenfalls

gegen die Zerstörung von Lebensräumen vor, indem sie mit Verweis auf die Taíno das Haus (casa) der Boricuas verteidigt. Diese erste Form des Kampfes findet sich auch in den Bemühungen der Waripiri, Yawuru, Ngarinyin und anderen australischen Aborigines, ihr Land zu bewahren. Neben ihrem politischen Eifer verfügen die indigenen Völker auch über eine vormoderne mythologische und kosmologische Grundlage wie der Pachamama, die sie der zerstörerischen Globalisierung der Welt entgegensetzen können. Die für indigene Völker spezifischen Kämpfe einer dekolonialen Ökologie rufen ins Bewusstsein, dass die Gewalt, die ihnen weltweit angetan wird, die Kehrseite der Gewalt und Verachtung darstellt, die gegen die Ökosysteme, Landschaften und Naturen der Erde gerichtet ist.

Bei der zweiten Form des Kampfes handelt es sich um Ausprägungen politischen ökologischen Widerstands durch jene, die in den Frachträumen von Schiffen nach Amerika gebracht wurden und sich nicht auf eine uralte Indigenität berufen können. Ihr Widerstand basiert historisch auf dem Widerstand ehemals versklavter Schwarzer wie den Kämpfen der Maroons in ganz Amerika, von den Quilombos Brasiliens bis zum Great Dismal Swamp Virginias, über das Volk der Saramaka in Surinam und die Maroon-Gemeinschaften in Jamaika und in San Basilio de Palenque in Kolumbien. In der Karibik äußern sich diese Kämpfe heute in den Aktionen von Umweltorganisationen wie ASSAUPAMAR in Martinique, einer Vereinigung, die den Schutz von Ökosystemen und die Bewahrung eines Kulturerbes, das von ehemals versklavten Schwarzen weitergegeben wurde, mit dem Kampf um postkoloniale politische Gleichberechtigung verbindet. Hier findet sich die dekoloniale Ökologie auch in den Kämpfen einer urbanen Ökologie, die aus Arbeitervierteln, Ghettos, Slums und Favelas hervorgeht, in denen ethnische Minderheiten leben und in denen die

Verbesserung des Lebensraums Hand in Hand geht mit dem Streben nach sozialer Gerechtigkeit. Sie findet sich in den Kämpfen für die Gleichberechtigung von Schwarzen in den Vereinigten Staaten, in den „Freedom Farmers“, die, angefangen von den Schwarzen Gärten über die urbanen Gärten von Detroit bis zu den Maroon-Gemeinschaften, ihre Verbundenheit mit dem Land ins Zentrum ihres antirassistischen politischen Widerstands gestellt haben.¹ Die Bewegung für Umweltgerechtigkeit entwickelte sich in den Vereinigten Staaten Anfang der 1980er-Jahre aus der Erkenntnis, dass zwischen sozialer Ungerechtigkeit, politischer Herrschaft und Umweltverschmutzung ein Zusammenhang besteht. Diese Kämpfe zeigen, dass Rassismus die Kehrseite der Geringschätzung der Ökosysteme dieser Erde darstellt.

Die dritte Form von Kampf überschneidet sich mit den ersten beiden, stellt zugleich aber auch eine sich deutlich unterscheidende Erweiterung dar, handelt es sich doch um die von Frauen angeführten Kämpfe einer politischen Ökologie, der es gleichermaßen um die Bewahrung des Lebensraums, die Bewahrung der Ökosysteme der Erde und die soziale und politische Gleichberechtigung von Frauen geht. Dies wird insbesondere deutlich in der Arbeit von Rachel Carson und dem Aufkommen einer weißen ökofeministischen Bewegung im globalen Norden, ist aber von besonderer Relevanz für die Erfahrungen rassifizierter Frauen in (post)kolonialen Verhältnissen, da diese unverhältnismäßig stark von Umweltschäden betroffen sind. Historisch beruht dieser Kampf auf den Bewegungen von Women of Color wie der indischen Chipko-Bewegung im 18. Jahrhundert, deren Teilnehmerinnen versuchten, ihre Wälder als Lebensraum zu bewahren, wie Vandana Shiva zeigt.² Er ist auch erkennbar in dem auf Wangari Maathai zurückgehenden Green Belt Movement, einer Bewegung, die die Wiederaufforstung zur Bekämpfung der Versteppung mit der Verbesserung der sozialen Verhältnisse kenianischer Frauen verbindet. Dieser von den afroamerikanischen Autorinnen Alice Walker und bell hooks inspirierten Form des Kampfes ist die ökowomanistische Strömung gewidmet, in der die materielle und spirituelle Bedeutung der Beziehung mit Nicht-Menschen und der Umwelt für die Einforderung der Würde Schwarzer

Frauen angesichts von Patriarchat und kolonialem Rassismus in Erinnerung gerufen wird. Beiträge zu dieser dekolonialen Ökologie sind die mutigen Kämpfe von Francia Márquez, die 2018 mit dem Goldman-Umweltpreis ausgezeichnet wurde, sowie die Kämpfe der afrokolumbianischen Frauen von La Toma gegen Goldminen und deren katastrophale ökologische Folgen. Diese Form der dekolonialen Ökologie wurde auch von Marielle Franco eingesetzt, um für soziale Gerechtigkeit für LGBTQ+ Minderheiten und eine Verbesserung der Lebensbedingungen in den brasilianischen Favelas zu kämpfen. Diese dritte Form einer dekolonialen Ökologie offenbart die perfiden Zusammenhänge zwischen Kolonialismus, Rassismus, der Unterdrückung von Frauen und der Zerstörung des Planeten.

Die vierte Form des Kampfes für eine dekoloniale Ökologie entstammt keiner bestimmten (indigenen, rassifizierten oder aus Frauen bestehenden) Gruppe, nimmt aber die gleichen Ausprägungen an. Auch wenn bestimmte ökologisch-politische Herrschaftsformen spezifisch sind für Gruppen wie Indigene, versklavte Schwarze, deren Nachkommen und Frauen, lassen sich die offengelegten Herrschaftsverhältnisse auch an anderen Orten und bei anderen Gruppen finden. So, wie eine Schwarze Person nicht auf ihr Schwarz-Sein reduziert werden kann, können wir uns alle im Schiffsbauch der Moderne wiederfinden. Bei dieser vierten Form des Kampfes für eine dekoloniale Ökologie werden die zeitgenössischen kolonialen Verhältnisse im globalen Norden ebenso angeprangert wie die im globalen Süden. Das ist es, was Mathieu Gervais als dekolonialen Charakter der Bauernkämpfe im französischen Mutterland bezeichnet, bei denen es darum ging, das Verhältnis zur Erde zu verteidigen, während Jean-Baptiste Vidalou uns vor Augen führt, dass die Kämpfe für Notre-Dame-des-Landes, für die Wälder von Sivens, Chambarans, Bures und die Cevennen in Frankreich, den Hambacher Forst in Deutschland und den Wald von Skouries in Griechenland sich ebenfalls gegen eine Kolonialisierung wehren, „die den Zugang zu diesen Bergen und Ebenen erschließen und sie in die Ordnung der Marktwirtschaft einbinden will“.³ Diese europäischen Kämpfe gleichen den Gesten und Metamorphosen der Maroons und zeigen Möglichkeiten auf, ein Wald zu sein, die der

alteriziden Planung von Kybernetik und kapitalistischer Landplanung entgehen, bei denen Ökosysteme, Menschen und Nicht-Menschen auf eine messbare, vermarktbar und gewinnträchtige Größe reduziert werden. Die Proteste gegen den Klimawandel auf den Straßen der Hauptstädte dieser Welt sind eine Fortsetzung der Proteste für Umweltgerechtigkeit, die von Frauen und People of Color in den Vereinigten Staaten angestoßen wurden. Der klimatische Ungehorsam greift die Gesten von Thoreau und Elizabeth Heyrick gegen die Sklaverei auf, wenn er mit den Kämpfen der Kolonisierten, der Indigenen und den Schiffbrüchigen dieser Welt artikuliert wird.

Mittels dieser vier Formen des Kampfes verurteilt eine dekoloniale Ökologie umweltkolonialistische Verhältnisse, in denen es einem Staat oder einer Gruppe gelingt, eine Erdnutzung aufzuoktroieren, bei der auf der einen Seite Gemeingüter usurpiert werden, um Profit zu machen, und auf der anderen Seite die Umwelt der Einheimischen zerstört wird. Sie stellt auch das heterotopische Vermächtnis der Kolonialisierung in Frage, das kollektive Imaginäre, durch das bestimmte Räume als andere Räume gedacht werden, als Räume an den Rändern, in denen das erlaubt ist, was im Zentrum nicht gestattet wäre. Dieses heterotopische Vermächtnis gehört zu den wesentlichen Merkmalen des Plantagenozäns, bei dem unterschieden wird zwischen moralischen Überlegungen, Normen und Praktiken, die innerhalb der Plantagen stattfinden, und solchen, die außerhalb von diesen stattfinden. Die Gewalt der Plantagen wird also von Konsument*innen und Staaten stillschweigend toleriert, ganz gleich, ob es sich um Baumwoll-, Bananen-, und Kaffeeplantagen handelt, auf denen Schwarze die Erntearbeit leisten, Palmöl- und Sojaplantagen, die Wälder und menschliche und nicht-menschliche Gemeinschaften zerstören, Massentierhaltung in Käfigen, giftige Chemiefabriken, Militärübungsgelände, auf denen Kriegswaffen entwickelt werden, oder Ölfelder, die sich mit einem Funken in ein Inferno oder mit einem Leck in einen Ölteppich verwandeln. Dieses heterotopische Verhältnis zeigt sich in der Praxis der Atomtests, wie sie die Vereinigten Staaten auf dem Land der Native Americans oder Frankreich in Algerien und Polynesien durchführten, es zeigt sich im obligatorischen Einsatz von Pestiziden auf den

Französischen Antillen und im giftigen Uranabbau in afrikanischen Ländern. In ähnlicher Weise folgt die Auslagerung dieser „Umweltfolgen“ diesem heterotopischen Vermächtnis sowohl durch eine NIMBY-Politik des Nicht-vor-meiner-Haustür als auch durch einen toxischen Kolonialismus, durch die Praxis, Giftmüll aus dem globalen Norden an den Rändern indigener und rassifizierter Gemeinschaften und in den ärmsten Ländern wie Haiti, Somalia und der Elfenbeinküste zu entsorgen. Letztlich hinterfragt eine dekoloniale Ökologie die Gewalt, die Menschen und Nicht-Menschen durch die colonial inhabitation zugefügt wird. Sie richtet sich dagegen, die karibischen Inseln und alle anderen Orte auf der Welt auf eine Weise zu bewohnen, die die Ökosysteme der Erde in Ressourcen zur Bereicherung einiger weniger verwandelt, während ganze Bevölkerungsgruppen in Ernährungsunsicherheit leben müssen. Durch die Arche Noah verborgen, führt diese versteckte Gewalt dazu, dass Menschen und Nicht-Menschen durch verschmutzte Lebensräume krank werden, sie verstärkt die soziale Ungleichheit und bringt jedes Jahr Umweltaktivist*innen ums Leben! Sich aus diesem Schiffsbauch zu befreien, ist eine notwendige Konfrontation mit der Gewalt, die die Welt verschlingt.

Das Erschüttern des Anthropozäns beinhaltet eine weitere Bedeutung, die vom kreolischen Wort „dékalé“ abgeleitet ist, was „Zerstörung“ bedeutet. Die Befreiung der Versklavten und das Erschüttern des Anthropozäns bezieht sich nicht nur auf das Leeren des Laderaums, sondern auch auf die Dekonstruktion der politischen Anordnung der Balken und Bretter, die einen Laderaum unter der Brücke bilden, in den regelmäßige neue Schwarze abgeladen werden. Das *dékalé* des Anthropozäns eröffnet die Möglichkeit einer anderen Welt, einer anderen Konstruktion des Zusammenlebens, eines Schiffs ohne Laderaum. Das Erschüttern des Anthropozäns kündigt die Suche nach neuen See- und Landordnungen an, die es angesichts des Sturms ermöglichen, gemeinsam die Brücke zu bewohnen und ein Welt-Schiff zu bauen.

Decolonial ecology's struggles: Rising up from the modern hold

Malcolm Ferdinand

In the second meaning of the verb *décaler**, unsettling the Anthropocene literally means to empty the Anthropocene's hold. In terms of the ideal of equality, it is a question of abolishing the politics that places some humans and non-humans in the ship's hold, a question of freeing the enslaved from the ecological crisis. This rising up from the hold is expressed in decolonial ecology through a multitude of social and political struggles where the preservation of ecosystem balance and the pursuit of emancipation from a colonial situation form one and the same problem. Militants rise up against the violence of the colonial inhabitation and the capitalism that is devouring the world, while, at the same time, it oppresses humans and non-humans in the Caribbean, as it does elsewhere on Earth. With regard to decolonial ecology, there are four types of struggle that can be identified today.

The first is found in the actions of pre-Columbian and indigenous peoples who struggle to preserve both their living environments and their place in the world faced with the predations of multinational corporations and liberal states. They are manifest today in the actions of the first peoples and their allies who work to preserve their forests and the places where they live, in the resistance of the indigenous peoples of French Guiana against the "Montagne d'or" project, in the resistance of Native Americans against gas pipeline projects as at Standing Rock in the United States, and in the resistance of the Inuit against the oil industry in the tar sands. The Puerto Rican environmental movement centered around the Casa Pueblo association also acts against the destruction of the places where people live

by defending the house (*casa*) of the Boricuas, referring to the Taino peoples. This first type of struggle is also found in the battles of the Warlpiri, Yawuru, Ngarinyin, and other Australian Aborigines to preserve their lands. In addition to their political fervor, indigenous peoples have a premodern mythological and cosmological foundation, such as the Pachamama, that they can contrast with the destructive globalization of the world. The struggles of decolonial ecology that are specific to indigenous peoples are a reminder that the violence inflicted on them on a global scale is the flip side of the violence and contempt directed at the Earth's ecosystems, landscapes, and natures.

The second type concerns the forms of political ecological resistance by those who were physically brought to the Americas in the holds of slave ships and cannot claim an ancient indigeneity. They are historically based on the resistance of formerly enslaved Negroes, such as the struggles of the Maroons throughout the Americas, from the quilombos of Brazil to the Great Dismal Swamp of Virginia, passing through the Saramaka people of Suriname, the Maroon communities of Jamaica, and San Basilio de Palenque in Colombia. These struggles show themselves today in the Caribbean through the actions of environmentalist associations, such as Assaupamar in Martinique (Association for the Safeguarding of Martinique's Heritage), which combines defending ecosystems and preserving the cultural heritage that has been passed on by formerly enslaved Negroes with the struggle for a postcolonial political equality. Here, decolonial ecology is found also in the struggles of an urban

ecology that comes from the working-class neighborhoods, ghettos, slums, and favelas where ethnic minorities live, where the improvement of the living environment goes hand in hand with the pursuit of social justice. It is seen in the struggles for Black people's emancipation in the United States, in "those freedom farmers" who, from the Negro gardens to the urban gardens of Detroit and the Maroon communities, have turned their alliances with the land into the heart of antiracist political resistance.¹ The environmental justice movement in the United States was born in the early 1980s out of the recognition of the link between social inequality, political domination, and environmental pollution. These struggles demonstrate that racism is the other side of contempt for the Earth's ecosystems.

The third type overlaps with the first two while constituting a markedly different extension of them as it concerns the struggles of a political ecology led by women, which at the same time aims at the preservation of the living environment, the preservation of the Earth's ecosystems, and the social and political equality of women. While this is represented in particular by Rachel Carson's work and the advances of a White ecofeminist movement in the Global North, it is particularly relevant to the experiences of racialized women in (post)colonial situations, recognizing that ecological damage affects them disproportionately.⁹ Historically, it is based on the struggles of women of color, such as the Chipko movement in eighteenth-century India that sought to defend their forests as places where they lived, as Vandana Shiva shows.² It can also be found in the Green Belt movement set up by Wangari Maathai, which combined reforestation efforts to combat desertification with the improvement of the social conditions of Kenyan women. Inspired by the African-American writers Alice Walker and bell hooks, this is the kind of struggle to which the ecowomanist current is dedicated, recalling the material and spiritual importance of the relationship with non-humans and the environment for the

reclamation of Black women's dignity in the face of patriarchy and colonial racism. Contributing to this decolonial ecology are the courageous struggles of Francia Márquez, winner of the Goldman Environmental Prize in 2018, and those of the Afro-Colombian women of La Toma against gold mines and their disastrous ecological consequences. It is also this form of decolonial ecology that Marielle Franco put into action in favor of social justice for LGBTQ+ minorities and for the improvement of living conditions in the favelas. This third type of decolonial ecology exposes the perfidious continuities between colonialism, racism, the domination of women, and the degradation of the planet.

The fourth type of struggle for decolonial ecology does not come from a particular group (indigenous, racialized, or women) but takes the same forms. While certain ecologico-political dominations are specific to such groups as indigenous people, enslaved Negroes, their descendants, and women, the situations of domination that are exposed can also be found in other places and involve other groups. Just as the Negro is not reducible to a Black person, anyone can find that they are in the modern world's hold. This fourth type of struggle for decolonial ecology denounces these contemporary colonial situations in the Global North as well as in the Global South. This is what Mathieu Gervais marks as the decolonial character of the peasants' struggles in hexagonale France to defend their relationship to the Earth, while Jean-Baptiste Vidalou reminds us that the struggles for Notre-Dame-des-Landes, the forests of Sivens, Chambarans, Bures, and the Cévennes in France, the Hambach forest in Germany, and the Skouries forest in Greece are also opposed to a "colonization that wants to open up access to these mountains and plateaus and bring them into the order of the market economy."³ These European struggles are similar to the gestures and

metamorphoses of the Maroons, bringing into view ways of being a forest that escape the othercidal planning of cybernetics and capitalist land management that reduces ecosystems, humans, and non-humans to a measurable, marketable, and profitable quantity.

Protests against global warming in the streets of the world's capitals are the continuation of protests for environmental justice that were begun by women and people of color in the United States. Climatic disobedience takes up the antislavery gestures of Thoreau and Elizabeth Heyrick when it is articulated with the struggles of the colonized, the indigenous, and the shipwrecked of the world. Through these four forms of struggle, decolonial ecology condemns situations of environmental colonialism where a state or a group manages to impose a way of using the Earth that usurps common goods for a profit on the one side and results in the degradation of the living environment for the local inhabitants on the other. It also challenges the heterotopic legacy of colonization, the collective imaginary through which certain spaces are thought of as other spaces, spaces on the margins where what would not be allowed in the center is permitted within them. This heterotopic legacy is one of the central characteristics of the Plantationocene, the line that discriminates between moral considerations, norms, and practices that take place inside the plantations and those that take place outside of them. So the violence of the plantations is tacitly accepted by consumers and states, whether it is cotton, banana, and coffee plantations that are picked by Negro hands, palm oil and soybean plantations that destroy forests and human and non-human communities, industrial farms with caged animals, toxic chemical manufacturing plants, military training grounds where weapons of war are developed, or fields of oil wells that in one spark turn into an inferno or with one crack become an oil slick. It is this heterotopic relationship that is revealed in the practice of nuclear tests that the United

States carried out on the lands of Native Americans, that France did in Algeria and Polynesia, the compulsive use of pesticides in the French Antilles, and in the toxic extraction of uranium in African countries. Similarly, the outsourcing of these environmental "impacts" follows this heterotopic legacy both through NIMBY (Not in My Back Yard) policies and through toxic colonialism, the practice of dumping toxic waste from the Global North on the outskirts of indigenous and racialized communities and in the poorest countries, such as Haiti, Somalia, and the Ivory Coast. Finally, decolonial ecology challenges the violence inflicted on humans and non-humans by colonial inhabitation. It is opposed to a way of inhabiting the Caribbean islands, as well as any other place in the world, which turns the Earth's ecosystems into resources for the enrichment of a few, all while entire populations are kept in conditions of food insecurity. Hidden by Noah's ark, this violence causes humans and non-humans to get sick from polluted living environments, increases social inequality, and, each year, murders environmental activists! Rising up from the hold is a necessary confrontation with the violence devouring the world. Unsettling the Anthropocene includes a third meaning taken from the Creole word "dékalé," meaning "destruction." More than emptying out the hold, the liberation of the enslaved, unsettling the Anthropocene also refers to the deconstruction of the political arrangement of the beams and planks that form a hold under the bridge, where new Negroes are regularly dumped. To dékalé the Anthropocene opens up the possibility of another world, of a different construction for living together, of a ship without a hold. To unsettle the Anthropocene announces the search for new sea and land arrangements through which, faced with the storm, it is possible to inhabit the bridge together and to build a world-ship.

* Im Französischen ist *cale*, abgeleitet von dem Verb *caler* (u.a. stopfen, sich vollfressen) eine Laderampe oder auch der Frachtraum eines Schiffes, der Schiffsbauch. / In French, *cale*, derived from the verb *caler* (e.g. to stuff, to eat oneself), is a loading ramp or the cargo hold of a ship, the ship's belly.

- ① Monica White, *Freedom Farmers: Agricultural Resistance and the Black Freedom Movement*. Chapel Hill 2019.
- ② Vandana Shiva, *Staying Alive: Women, Ecology, and Development*. London 1988.
- ③ Vgl./See Jean-Baptiste Vidalou, *Être forêts: habiter des territoires en lutte*. Paris 2017, S./p. 1.

Malcom Ferdinand wurde in Martinique geboren und wuchs dort auf. Er ist Bau- und Umweltingenieur am University College London und Doktor der politischen Philosophie an der Université Paris Diderot. Derzeit ist er Forscher in den Bereichen politische Ökologie und Umweltgeisteswissenschaften am Centre National de la Recherche Scientifique und an der Universität Paris Dauphine-PSL.

Born and raised in Martinique, Malcom Ferdinand is a civil and environmental engineer from University College London and a doctor in political philosophy from Université Paris Diderot. He is currently a researcher in the fields of political ecology and environmental humanities at the Centre National de la Recherche Scientifique and based at the University Paris Dauphine-PSL.

Lynne Thompson ist die Poet Laureate 2021/22 der Stadt Los Angeles. Als Tochter karibischer Einwanderer umfasst ihre Gedichtsammlung *Beg No Pardon* (2007), Gewinnerin des Perugia Press Prize und des New Writers Award der Great Lakes Colleges Association; *Start With A Small Guitar* (2013), von What Books Press; und *Fretwork* (2019), Gewinner des Marsh Hawk Press Poetry Prize. Thompson stammt aus Los Angeles, Kalifornien, wo sie lebt. Im Jahr 2021 wurde sie zur Dichterpreisträgerin der Stadt ernannt. Im Jahr 2022 erhielt Thompson ein Preisträgerstipendium der Academy of American Poets.

Lynne Thompson is the 2021/22 Poet Laureate for the City of Los Angeles. The daughter of Caribbean immigrants, her poetry collections include *Beg No Pardon* (2007), winner of the Perugia Press Prize and the Great Lakes Colleges Association's New Writers Award; *Start With A Small Guitar* (2013), from What Books Press; and *Fretwork* (2019), winner of the Marsh Hawk Press Poetry Prize. Thompson is a native of Los Angeles, California, where she resides. In 2022, she received an Academy of American Poets Laureate Fellowship.

IMPERIALISMUS UND DIE BENENNUNG DER NATURREICHE

LONDA SCHIEBINGER

Namen sind Schall und Rauch? Im 17. Jahrhundert lehnte die Universität von Lima in den peruanischen Gebieten Spaniens den Vorschlag, einen neuen Lehrstuhl für Medizin einzurichten, der sich mit botanischen Studien befassen sollte, mit der Begründung ab, die Ärzt*innen sollten lieber Quechua studieren. In dieser alten Sprache der amerikanischen Ureinwohner*innen wurden die Pflanzen nach ihrer medizinischen Wirkung benannt.

Die Ärzt*innen, so hieß es, könnten durch das Studium dieser Inka-Sprache die Verwendung von Pflanzen schneller erlernen als durch die Untersuchung der Pflanzen selbst. Ähnliches behauptete auch Martin Sessé, Leiter der königlich-spanischen botanischen Expedition nach Neuspanien (1787–1802), von Nahuatl, der Sprache der Aztek*innen und anderer indigener, in Mexiko und Mittelamerika lebender Bevölkerungsgruppen. Und genau dieser Art von Informationen – medizinische Anwendung, biogeografische Verbreitung und kulturelle Bedeutung – sollten Pflanzen in der uns überlieferten binären Nomenklatur von Linné beraubt werden.¹

Michel Foucault bezeichnete das 18. Jahrhundert als „klassisches Zeitalter“, als Zeitalter, das neue begriffliche Raster hervorbrachte, um Ordnung in das unhandliche Material der Natur zu bringen. Innerhalb dieser Raster wurden Namen zu technischen Referenzwerkzeugen, die als einfache Etiketten oder neutrale Bezeichner betrachtet wurden und nicht mehr mit barocken Vorstellungen von Ähnlichkeit belastet waren. Ein Name musste, mit anderen Worten, keine wesentliche Verbindung zur Pflanze haben, sondern etwas sein, auf das man sich vereinbarungsgemäß geeinigt hatte. Benjamin Daydon Jackson, der berühmte Sekretär der Linnean Society und Kurator des Index Kewensis in den 1880er-Jahren, schrieb, der Name einer Pflanze sei lediglich ein „Symbol“ und es mache wenig aus, wie er laute, solange er und die Pflanze, zu der er gehöre, fest miteinander verbunden seien. In Anerkennung dessen betonten Namensgeber*innen heute häufig die Verspieltheit von Namen: Eine fossile Schlange könnte Monty Python heißen und ein Name wie *Simiolus enjessi* sogar einen Hinweis auf eine Bewilligungsbehörde enthalten (*Simiolus enjessi* enthält bei richtiger Aussprache einen versteckten Hinweis auf „NGS“ zu Ehren der National Geographic Society). Und sicherlich wurden unzählige natürliche Objekte nach Ehepartner*innen, Liebhaber*innen etc. benannt.²

Namen mögen heutzutage in dieser Hinsicht abstrakt und willkürlich sein, doch gilt dies nicht für die Benennungspraktiken an sich. Diese sind historisch und kulturspezifisch und gehen aus bestimmten Kontexten, Konflikten und Umständen vor, und es ist die Aufgabe der Historiker*innen zu fragen, warum gerade dieses eine Benennungssystem und kein anderes entstanden ist. Meiner Ansicht nach hat sich im 18. Jahrhundert eine kulturspezifische und höchst ungewöhnliche Praxis entwickelt, Pflanzen aus aller Welt nach bekannten Europäer*innen, insbesondere Botaniker*innen, zu benennen. Linné hat sich lange hartnäckig für diese Praxis eingesetzt – eine Praxis, die Anerkennung fand, als sein Werk zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Ausgangspunkt der modernen Botanik gemacht wurde, einer Zeit, in der Europa als imperiale Macht seinen Höhepunkt erlebte. Die im 18. Jahrhundert entwickelten Benennungssysteme trugen zur Konsolidierung der Hegemonie des Westens bei und führten meines Erachtens auch eine bestimmte Geschichtsschreibung in die botanische Nomenklatur ein, und zwar eine Geschichte, in der die Taten großer europäischer Männer gepriesen werden.

Eine große Errungenschaft der frühen Neuzeit war die Erfindung der binären Nomenklatur, die im 17. Jahrhundert von dem Schweizer Bauhin in Ansätzen entwickelt und im 18. Jahrhundert von Linné systematisch zu einer hohen Kunst entwickelt wurde. Die Bezeichnung binäre Nomenklatur bezieht sich auf das System der Namensgebung, nach der der Name einer Pflanzenart aus zwei Wörtern besteht, einem Gattungsnamen und einem spezifischen Beiwort (Epitheton), wie bei *Homo sapiens*, *Notropis cornutus* oder *Poinciana pulcherrima*. Eine Pflanze gilt als vollständig benannt, wenn sie über einen Gattungsnamen und einen spezifischen Namen verfügt.³

Zweifellos war eine taxonomische Reform (und Standardisierung) zu Linnés Zeiten notwendig. Die Botaniker*innen des 17. Jahrhunderts brachten eine Kakophonie botanischer Namen auf: Bis Ende

des 15. Jahrhunderts waren *Materia medica* in der Regel arabische Versionen griechischer Texte in lateinischer Übersetzung, die fünf Arten von Namen für eine bestimmte Substanz enthielten, und zwar lateinische, volkstümliche, arabische, pharmazeutische und „polynomische“ oder beschreibende Ausdrücke. Ein Eintrag in John Gerards Herbal von 1633 listet klassisch Namen für das gemeine Alpenveilchen auf: auf Lateinisch *Tuber terrae* und *Terrae rapum*, in Geschäften *Cyclamen*, *Panis porcinus* und *Arthanita*, auf Italienisch *Pan Porcino*, auf Spanisch *Mazan de Puerco*, auf Hochdeutsch Schweinbrot, auf Niederländisch *Uetckinsbroot*, auf Französisch *Pain de Porceau* und auf Englisch *Sow-Bread*. Diese Namen basierten häufig, aber nicht immer, auf wörtlichen Übersetzungen aus einer Sprache in die andere. Angesichts dieser zunehmenden babylonischen Sprachverwirrung veröffentlichten Botaniker*innen Wörterbücher und Vokabulare, in denen Synonyme in zahlreichen Sprachen aufgeführt waren. So enthielt beispielsweise der *Index nominum plantarum multilinguis* von Christian Mentzelius 350 Seiten mit botanischen Synonymen, die Namen in 108 Sprachen einteilten – darunter Latein, Griechisch, Deutsch, „Schottisch“, „Bangalenesisch“, Chinesisch, Mexikanisch und „Zeilanesisch“.⁴

Im 16. und 17. Jahrhundert wurden diese umständlichen Praktiken von Naturforscher*innen, die im Ausland mit neuen Pflanzen in Kontakt kamen, erweitert. Francisco Hernández, der in den 1570er-Jahren in Neuspanien sammelte, zeichnete sorgfältig Nahuatl-Namen für viele der Pflanzen auf, denen er begegnete. Der Militär Charles de Rochefort, der in den 1650er Jahren auf den Westindischen Inseln arbeitete, nutzte die europäische Methode, Synonyme für bestimmte Pflanzen zu sammeln, in verschiedenen indianischen Sprachen. Als er zum Beispiel über den *manioc* der Karib*innen schrieb, vergab er entsprechende Namen in *Toupinambous* (*maniot*) und anderen indigenen amerikanischen Sprachen (zum Beispiel *mandioque*). Auch Charles Plumier sammelte und erfasste in seiner Beschreibung der gesamtamerikanischen Flora von 1693 *Taino*- und karibische Bezeichnungen. Hendrik Adriaan van Reede tot Drakenstein führte bei seiner Erkundung der Küste Malabars Namen in „Brahmanisch“ und Malayalam für die dortigen Pflanzen auf. Pierre Barrère lieferte aus Cayenne Pflanzennamen in Latein, Französisch und „Indianisch“. Jean-Baptiste-René Pouppe-Desportes, der in Saint-Domingue arbeitete, verwendete Namen in Latein, Französisch und Karibisch.⁵

Viele Naturforscher*innen fügten bereitwillig Namen aus anderen Kontinenten und Kulturen in den europäischen botanischen Korpus ein, um einer wachsenden Flora Rechnung zu tragen, andere zeigten sich von dieser Praxis jedoch weniger angetan. Linné betonte in seiner *Critica botanica* von 1737 die Dringlichkeit der Entwicklung einer strengen, standardisierten „Namenswissenschaft“, und bezog sich damit auf eine Reihe von Regeln, um zu bestimmen, wie Namen gebildet und bewahrt werden sollten. Er beurteilte die gängigen Praktiken als „babylonisches“ Sprachgewirr und warnte mit dem für ihn charakteristischen Paukenschlag: „Ich kann schon sehen, wie die Barbarei an unsere Tore klopft.“ Seine *Critica botanica*, ein zweihundertseitiges Werk mit Regeln zur Vereinheitlichung der botanischen Nomenklatur, kann als deren erster Kodex gelten. Doch die umfassenden Vorschriften Linnés schlossen auch vieles aus: europäische Sprachen mit Ausnahme von Griechisch oder Latein, religiöse Namen (wobei er aus der europäischen Mythologie abgeleitete Namen zuließ), fremde Namen (das heißt solche, die nach europäischem Empfinden fremd waren), Namen, die sich auf die Anwendung von Pflanzen bezogen, Namen, die auf *oide* endeten, Namen, die aus zwei vollständigen lateinischen Wörtern zusammengesetzt waren und so weiter. Besonders nachdrücklich forderte er, Gattungsnamen abzulehnen, die nicht von griechischen oder lateinischen Wurzeln abgeleitet waren. Unter ausdrücklicher Bezugnahme auf van Reedes *Hortus Indicus Malabaricus* erklärte Linné alle ausländischen Namen und Bezeichnungen für „barbarisch“ (obwohl er aus irgendeinem Grund diese barbarischen Namen dem vorzog, was er in Maria Sibylla Merians Bericht über die Pflanzen von Surinam, einem anderen von ihm erwähnten Text, als „Fehlen von Namen“ betrachtete. Linné behielt „barbarische Namen“ nur dann bei, wenn er eine lateinische oder griechische Ableitung finden konnte, mochte diese auch nichts mit der Pflanze oder ihrer Herkunft zu tun haben. So erlaubte er beispielsweise die Gattungsbezeichnung *Datura* (aus der Familie der Nachtschattengewächse) wegen der Verbindung mit dem lateinischen Wort „*dare*“, was „geben“ bedeutet, „weil sie denen gegeben wird, deren sexuellen Kräfte geschwächt sind“.⁶

Durch das Festlegen von Konventionen machte Linné deutlich, dass Latein zur Standardsprache der

Botanik werden sollte, was bedeutete, dass alle Namen und Beschreibungen bzw. Diagnosen in lateinischer Sprache veröffentlicht werden sollten. „Vor langer Zeit trafen sich die gelehrten Männer Europas und wählten die lateinische Sprache als gemeinsame Sprache des Lernens“, schrieb Linné. „Ich habe nichts dagegen, dass eine Nation ihre eigenen einheimischen Namen für Pflanzen beibehält“, fuhr er fort. „Was ich mir wirklich wünsche, ist, dass sich alle gelehrten Botaniker auf die lateinischen Namen einigen.“ Linnés Vorliebe für die lateinische Sprache könnte darauf zurückzuführen sein, dass er selbst keine andere europäischen Sprache außer dem Schwedischen beherrschte, das nur wenige Europäer*innen lesen konnten. Natürlich war Latein die lingua franca des akademischen Austauschs; der Botaniker William Stearn war jedoch der Ansicht, dass Latein vor allem deshalb für die internationale Kommunikation zwischen Gelehrten ausgewählt wurde, weil nur wenige Frauen es beherrschten. Stearn war auch der Ansicht, dass Latein als Sprache gebildeter Männer aufgrund seiner „Neutralität“ die weltweite Kommunikation vereinfachen würde.⁷

In Bezug auf andere Kulturen war Latein natürlich nicht wertneutral. Durch Linnés Hinwendung zum Lateinischen wurden andere Sprachen verdrängt; er wählte diesbezüglich ausdrücklich die alten Griechen und Römer als „Väter der Botanik“, nicht die „Asiaten oder Araber“, deren Pflanzenkenntnisse selbst Linné als sehr alt und umfassend anerkannt hätte, deren Sprachen von ihm aber als „barbarisch“ erachtet wurden. Das botanische Latein der frühen Neuzeit war kein „Fertigprodukt“; es wurde immer wieder neu gemacht – neue Begriffe wurden eingeführt, andere etabliert –, um den Einsatzzwecken in der Botanik gerecht zu werden. Die beste Beschreibung des botanischen Lateins stammt von Stearn; Er sah darin eine moderne romanische Fachsprache für einen speziellen technischen Anwendungsbereich, die sich aus dem Latein der Renaissance ableitet, sich häufig beim Altgriechischen bedient und sich weiterentwickelt hat, insbesondere seit 1700.⁸ Wie wir noch sehen werden, wurden lokale und globale Politik dann mit der Entwicklung dieser Wissenschaftssprache im großen Zeitalter der wissenschaftlichen Forschungsreisen in diese Sprache eingebettet.

Bei der Zuordnung lateinischer Pflanzennamen erweist Linné beiläufig der barocken Vorstellung Reverenz, der beste Gattungsname sei derjenige, dem „die Pflanze ihre Hand reicht“, also ein Name, der den wesentlichen Charakter oder das Aussehen einer Pflanze herausstellt. So bezeichnete Helianthus (Sonnenblume) eine Pflanze, „deren große goldene Blüten von der kreisförmigen Scheibe aus Strahlen in alle Richtungen aussenden“ oder Hippocrepis (Hufeisenklee) „die wunderbare Ähnlichkeit der Frucht dieser Pflanze mit einem eisernen Hufeisen“. Was die Klassen und Ordnungen anbetraf, so leiteten die Naturforscher*innen, darunter auch Linné, die Namen oft von dem ab, was sie als wesentliches Merkmal der jeweiligen Klasse oder Ordnung betrachteten. So nannte Linné die Klasse der Tiere, die sich durch das Vorhandensein von Brustdrüsen (lat. mammae) auszeichnet, als Mammalia. In der Botanik benannte Linné seine Klassen und Ordnungen nach der Anzahl der männlichen Geschlechtsteile (Staubgefäße) und der weiblichen Geschlechtsteile (Stempel), die er als wesentliche Merkmale ansah. Merians *Flos pavonis* zum Beispiel gehörte zu Linnés Klasse Decandria (mit zehn „Ehemännern“ bzw. männlichen Teilen) und zur Ordnung Monogynia (mit einer „Frau“ bzw. einem weiblichen Teil).⁹

Linné war jedoch bewusst, dass das, was als wesentliches Merkmal einer Pflanze gilt, allzu häufig nur „im Auge des Betrachters“ liegen könnte. (In der heutigen Zeit wird auf Namen, mit denen wesentliche Eigenschaften von Taxa zu erfasst werden sollen, verzichtet, weil sich ihre Wahl in der Zukunft als falsch erweisen könnte; Mehrdeutigkeit ist hier eine Methode, Peinlichkeiten zu vermeiden.) Was Linné vorschlug, war ein in Bezug auf die Eigenschaften der Pflanzen abstraktes, in Bezug auf die Geschichte der Botanik in Europa hingegen konkretes Benennungssystem: „Als religiöse Pflicht“ wollte er „die Namen der Männer in die Pflanzen eingravieren und ihnen so unsterblichen Ruhm sichern“. Diesem Punkt widmete er ganze 19 Seiten, während die meisten Einträge in seiner *Botanica critica* nur ein bis drei Seiten lang sind. Die Praxis, Pflanzen nach Menschen zu benennen, sei uralt; so Linné, sie sei von Hippokrates, Theophrastus, Dioskurides und Plinius praktiziert und von seinen unmittelbaren Vorgängern Charles Plumier (1646–1704) und Joseph Pitton de Tournefort (1656–1708) wiederbelebt worden. Linné merkte an, dass er die Namen, die Plumier zum Gedenken an heroische Botaniker*innen erfand, jenen „barbarischen“ Schöpfungen vorziehen würde, die er (Plumier) aus den indigenen amerikanischen Sprachen ableitete.¹⁰

Zu den Männern, die im linnéschen System verewigt wurden, gehörten Tournefort (Tournefortia), van Reede (Rheedia), die Commefins (Commelina), Sloane (Sloanea) und André Thouin (Thouinia), Gärtner im Jardin du Roi. In seiner *Critica botanica* zählte Linné 144 nach bekannten Botaniker*innen benannte Gattungen, von denen 50 ihren Namen von Plumier, fünf von Tournefort und 85 von ihm selbst erhielten. In dieser Liste von 1757 gibt es nur wenige Frauennamen; überraschend ist das Fehlen des Namens von Maria Sibylla Merian, deren Werk Linné eigentlich oft zitierte. Erst mit zunehmender Altersmilde gedachte Linné einiger Frauen. Meriania wurde in den 1790er-Jahren von Olof Swartz eingeführt, einem schwedischen Botaniker, der in Surinam umfassende Arbeit leistete. Letztlich wurden sechs Pflanzenarten, neun Schmetterlinge und zwei Käfer nach Merian benannt.¹¹ Linnaeus führte oft fantasievolle Gründe für die Benennung einer bestimmten Gattung nach einem bestimmten Botaniker oder einer Botanikerin an. *Bauhinia*, schrieb er, habe zwei lappige Blätter, die aus derselben Basis wüchsen, und trage passenderweise den Namen des noblen Bruderpaares Johann und Caspar Bauhin. *Hermannia*, die Blüten wie keine andere Pflanze hervorbringt und die zu Afrika gehört, ist passenderweise nach Paul Hermann benannt, einem Botaniker, der Europa mit der afrikanischen Flora bekannt machte. *Hernandia*, ein amerikanischer Baum mit schönen Blättern, wurde nach einem Botaniker (Hernández) benannt, der viel Geld für die Erforschung der Naturgeschichte Amerikas erhielt. *Magnolia* war „ein Baum mit sehr schönen Blättern und Blüten, der an den großartigen Botaniker [Pierre] Magnol erinnert“. Mit vermeintlicher Bescheidenheit schrieb Linné über die Linnea (eine kleine Blütenpflanze), die von dem berühmten Johan Frederik Gronovius benannt wurde, sie sei eine Pflanze aus Lappland, „niedrig, unbedeutend, unbeachtet, nur für kurze Zeit blühend – ähnlich wie Linnaeus“.¹²

Linné selbst rechnete mit Widerstand, was seine Praxis anbetraf, Pflanzen nach Botaniker*innen zu benennen: „Wenn einer meiner Aphorismen Widerstand hervorrufen sollte, dann mit Sicherheit dieser.“ Er führte für sein Vorgehen bei der Namensgebung vier Argumente an. Erstens würde die Zeremonie, die damit verbunden war, einer Pflanze den Namen eines Mannes zu geben, den Ehrgeiz lebender Botaniker*innen wecken und sie „anspornen, wo es angebracht ist“. Zweitens würden solche Praktiken von anderen Wissenschaften gebilligt: Ärzt*innen, Anatom*innen, Pharmazeut*innen, Chemiker*innen und Chirurg*innen fügten ihren Entdeckungen üblicherweise ihre Namen bei (als Beispiele nennt er den Harveyschen Blutkreislauf, die Nuck-Zyste und den Wirsung-Gang). Drittens entspräche dieses Vorgehen einer häufigen Gepflogenheit von Reisenden, den von ihnen entdeckten Ländern ihre Namen zu geben. „Wie viele Inseln“, so Linnés Überlegung, „haben ihren Namen von ihren ersten europäischen Besuchern erhalten? In der Tat hat ein Viertel des Erdballs von jenem unbedeutenden Männlein Amerigo [Vespucci] einen Namen erhalten, den ihm zu geben sich niemand weigern würde.“ Wer, so Linné weiter, würde einem botanischen Entdecker seine Entdeckung verwehren? Nicht zuletzt, und das ist wohl das wichtigste Argument, wurde durch die Praxis, Pflanzen nach großen Botaniker*innen zu benennen, nahtlos eine Geschichte der Botanik in die botanische Nomenklatur selbst eingebunden: „Für jeden Botaniker ist es notwendig, die Geschichte der Wissenschaft, die er weitergibt, zu kennen und gleichzeitig mit allen botanischen Autoren und ihren Namen vertraut zu sein“. Die Nomenklatur war eine Merkhilfe und ein Ehrentitel. Außerdem sei es schlicht „ökonomisch“, dass die Namen von Pflanzen und großen Botaniker*innen ein und dieselben waren. Linné ermahnte Botaniker*innen daher, ihre Gattungsnamen mit Sorgfalt zu vergeben. Man solle seinen Namen nur natürlichen Gattungen geben; eine künstliche und provisorische Gattung würde bald verschwinden und mit ihr der eigene Name.¹³

Linné hätte viele Dinge bei der Namensgebung hervorheben können, zum Beispiel die biogeografische Verbreitung oder die kulturelle Nutzung von Pflanzen. Er entschied sich allerdings, ihm bekannte Botaniker*innen zu würdigen – eine Praxis, die zu der Vorstellung beitrug, dass Wissenschaft von großartigen Personen, in diesem Fall von europäischen Männern, geschaffen wird. Auf diese Weise schrieb er den Namen, unter denen wir die Welt kennen, eine bestimmte Sichtweise der Geschichte der Botanik ein. Linnés Benennungssystem erzählte die Geschichte der europäischen Botanik-Elite – und schließt andere Geschichten aus.

Es sollte daran erinnert werden, dass Linnés Benennungssystem zu einer Zeit entstand, als in der Naturforschung neu geregelt wurde, wer Wissenschaft betreiben durfte und wer nicht. In

dieser Zeit wurde beispielsweise der informelle Ausschluss von Frauen formalisiert. In dieser Zeit wurde auch die Macht der europäischen Wissenschaft gegenüber anderen Wissenstraditionen gefestigt. In diesem Zusammenhang wurde die Befugnis zur Namensgebung von Linné strengt gehütet. So sollte „niemand eine Pflanze benennen, der kein Botaniker ist“ (de facto also keine Frau oder ein Mensch aus einer anderen Kultur). Darüber hinaus mahnte Linné, dass nur „derjenige, der eine neue Gattung nachweist, ihr einen Namen geben sollte“, was den Vorrang der Entdeckung als wichtigsten wissenschaftlichen Wert stärkte. Linnés System diente auch dazu, die wachsenden beruflichen Spaltungen zu festigen. „Ich sehe keinen Grund, warum ich ‚offizielle Namen akzeptieren sollte, es sei denn, man möchte die Autorität der Pharmazeuten unnötig hoch ansetzen“. Im Alter verlangte Linné schließlich, dass nur „reife“ Botaniker – und nicht unbesonnene junge Männer oder „frisch geschlüpfte Botaniker“ – die verschiedenen Teile des Naturkörpers benennen sollten.¹⁴

Linné argumentierte, dass die in seinem System gewürdigten Botaniker*innen (zum Beispiel Sloane oder Tournefort) diese hohe Ehre verdienten, weil viele von ihnen Märtyrer*innen der Wissenschaft seien, die im Dienste der Botanik „zermürbende und schmerzhaft Entbehrungen“ erlitten hätten. Der erste dieser angeschlagenen „Offiziere in der Armee der Flora“ war er selbst: „In meiner Jugend begab ich mich in die Wüsten Lapplands ... Ich lebte nur von Wasser und Fleisch, ohne Brot und Salz ... Ich riskierte mein Leben auf dem Berg Skula, in der Finnmark, auf eisigen Bergen und bei Schiffbrüchen.“¹⁵ Linnaeus warb auch für Gattungsnamen zu Ehren europäischer König*innen und Mäzen*innen, die zu den Kosten von Ozeanreisen, botanischen Gärten, umfangreichen Bibliotheken, akademischen Professuren für Botanik und Textillustrationen beigetragen hatten.

Auch hier ging es um Ruhm oder Unsterblichkeit. Alle, deren Name durch die Wissenschaft auf „glorreiche“ Weise verewigt wurde, war Linné zufolge „die höchste Ehre zuteilgeworden, die ein Sterblicher sich wünschen kann“. Dieser bisschen Ruhm entschädigte den Botaniker dafür, einer Leidenschaft nachzugehen, die ansonsten nur wenig weltlichen Gewinn einbrachte. Dieser höhere Preis, so mahnte Linné, müsse eifersüchtig gehütet werden; er sei zu „unbezahlbar, großartig und wertvoll“, um an „Ungebildete, Floristen, Mönche, Verwandte, Freunde und dergleichen“ verschwendet zu werden.¹⁶ Linné war in dieser Hinsicht strenger als die meisten anderen Taxonom*innen und zog es vor, auch die Namen von Menschen, Heiligen und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens auszuschließen, die in keiner direkten Verbindung zur Botanik standen.

Ich selbst widme Linné meine Aufmerksamkeit, weil sein Benennungssystem 1905 auf dem Internationalen Botanischen Kongress in Artikel 19 der Règles de la nomenclature botanique zum Ausgangspunkt der modernen Botanik erklärt wurde und bis heute geltender Standard ist. Seit den 1860er-Jahren treffen sich Botaniker*innen etwa alle fünf Jahre (mit kriegsbedingten Unterbrechungen), um die Regeln der Nomenklatur zu vereinheitlichen. Charles Darwin hielt diese Aktivitäten für so wichtig, dass er aus seinem eigenen Nachlass erhebliche Mittel für die Erstellung einer weltweiten Liste von Pflanzen, ihren Erstbeschreiber*innen und ihren geografischen Standorten vermachte. Darwins Schenkung gab den Anstoß zu Sir Joseph Hookers Index Kewensis, einem Pflanzenverzeichnis, das in den 1880er-Jahren aus Karteikarten und Kisten mit einem Gewicht von mehr als einer Tonne bestand.¹⁷

Ein Hauptanliegen dieser Tagungen war es, in der botanischen Nomenklatur für Beständigkeit zu sorgen; die Botaniker*innen sollten sich also auf Grundsätze, Regeln und Gesetze einigen, um sicherzustellen, dass jede Pflanze international nur unter einem einzigen Namen bekannt ist. Zwischen 1867 und 1905 wurden viele Lösungen für diese gewünschte Einheitlichkeit in der Benennungspraxis entwickelt. 1905 einigten sich die Botaniker*innen auf mehrere Grundsätze, darunter den Vorrang der Veröffentlichung als grundlegendes Prinzip für die Festlegung von Namen und die Anerkennung von Linnés Species plantarum (1753) und seiner 6.000 Artnamen als Ausgangspunkt der botanischen Nomenklatur für alle Gruppen von Gefäßpflanzen. Alle vor 1753 erschienenen Werke (beispielsweise von Plumier, van Reede oder Merian) wurden als ungültig für die Benennung von Pflanzen erklärt; die stark an einheimische Kulturen im In- und Ausland angelehnten Benennungspraktiken dieser Naturforscher*innen wurden durch das europäisch geprägte System von Linné ersetzt.

Linnés *Species plantarum* wurde nicht deshalb gewählt, weil Linné das binäre Benennungssystem erfunden oder die darin enthaltenen Arten neu benannt hatte. Stearn hat auf überzeugende Weise dargelegt, dass Linnés Leistung darin bestand, die Namen und Methoden seiner Vorgänger*innen zu übernehmen und sie konsequent, methodisch und in großem Umfang auf die gesamte damals bekannte Pflanzenwelt anzuwenden. Linné fungierte gewissermaßen als Ein-Mann-Tribunal, indem er die von früheren Autor*innen stammenden Namen, die er für geeignet hielt, sortierte und zusammenstellte. Dabei sorgte er jedoch für die größte einmalige Veränderung in der Geschichte der botanischen Namensgebung, indem er alte Namen ersetzte und neue Namen vergab, wie er es für richtig hielt, manchmal auch nach Gutdünken. Im 20. Jahrhundert merkt der Botaniker Spencer Savage an, dass einige von Linnés abrupten Eingriffen unglücklich seien; so verleiteten seine klassischen Namen einige Botaniker*innen beispielsweise zu der irtümlichen Annahme, dass in Amerika einheimische Pflanzen im alten Griechenland wuchsen.¹⁸

Die Naturforscher*innen des 18. Jahrhunderts wussten sehr genau, welcher Ruhm damit verbunden war, dass eine Pflanze ihren Namen trug. Bei der Vorbereitung seiner Reise zu den Westindischen Inseln schrieb Sir Hans Sloane: „Einige Männer scheinen ein großes Verlangen danach zu haben, die ersten zu sein, diese oder jene Pflanze entdecken und sie von vornherein ihren Namen tragen zu lassen, aber ich würde mich eher bemühen, herauszufinden, ob etwas, das ich beobachtet hatte, von anderen Personen zur Kenntnis genommen wurde.“ Nach seiner Rückkehr nach England veröffentlichte er 1695 einen Katalog jamaikanischer Pflanzen, um „den Erstbeschreibern und der Öffentlichkeit gegenüber recht zu handeln“.¹⁹ Damals wetteiferten Botaniker*innen häufig darum, als erste die Beschreibung einer Pflanze und einen geeigneten Pflanzennamen zu veröffentlichen. Sie stritten sich um Namen und beleidigten sogar gelegentlich ihre Feinde durch die Namen, die sie für bestimmte Pflanzen wählten. So nannte Linné beispielsweise ein verhasstes Unkraut *Siegesbeckia*, nach Johann Siegesbeck, einem entschiedenen Kritiker seines Sexualsystems.²⁰

Wie bereits angemerkt, werden Namensgebungspraktiken von zeitgenössischen Botaniker*innen, Paläoanthropolog*innen und Zoolog*innen häufig als politisch nichtssagend oder trivial dargestellt. So meinten die Autor*innen des International Code of Botanical Nomenclature von 1981 beispielsweise, der Zweck, einer taxonomischen Gruppe einen Namen zu geben, bestünde nicht darin, deren Merkmale oder Geschichte anzugeben, sondern „ein Mittel bereitzustellen, um auf diese zu verweisen und ihre taxonomische Einordnung zu kennzeichnen“.²¹ Doch selbst im 21. Jahrhundert halten bestimmte politische Überlegungen Einzug in Benennungspraktiken. Ein Paläontologe erzählte mir einmal, dass er vorhatte, ein neu gefundenes Fossil nach seiner Frau zu benennen, aber von seinen Kolleg*innen dazu überredet wurde, stattdessen einen afrikanischen Namen zu verwenden (der den Fundort des Fossils würdigte), um die Verhältnisse für Amerikaner*innen und Europäer*innen, die auf dem afrikanischen Kontinent arbeiteten, einfacher zu machen.

Dass in dem Kodex von 1905 auf Vorrangigkeit beharrt wurde, lenkte die Aufmerksamkeit auch auf die Urheberschaft (das heißt die Veröffentlichung) und stärkte die Vorrangstellung gut ausgebildeter europäischer Männer gegenüber Sammler*innen, Gärtner*innen, Informant*innen und anderen, die der Sache der Botanik im Stillen dienten. Auf dem Wiener Kongress von 1905 wurde auch Linnés Wahl des Lateinischen als angemessene Sprache für die Botanik untermauert, trotz der Proteste der amerikanischen Delegation, die diese Wahl als „willkürlich und beleidigend“ bezeichnete.²² Interessanterweise wurden diese internationalen Tagungen auf Französisch (und nicht auf Latein) abgehalten – und das galt sogar für die Imperial Botanical Conference 1924 in London. Erst 1935 wurde Englisch auf diesen Tagungen zur Verkehrssprache.

Um keine Wahrscheinlichkeit auszulassen, stellten Namensgeber*innen in den 1960er Jahren Regeln für die Benennung außerirdischer Taxa auf. Naturforscher*innen stritten erbittert darüber, ob 1961 oder 1962 als Anfangsjahr der allgemeingültigen Benennung außerirdischer Fossilien gelten und ob für ihre Diagnosen Latein erforderlich sein sollte.²³ Die entsprechenden Regeln konnten bisher natürlich noch nicht in der Praxis getestet werden.

Der Text ist ein Fragment aus dem Buch *Plants and Empire: Colonial Bioprospecting in the Atlantic World* (Harvard University Press, 2004).

EMPIRE AND NAMING THE KINGDOMS OF NATURE

LONDA SCHIEBINGER

What's in a name? In Spain's Peruvian territories of the seventeenth century, the University of Lima turned down a proposed new chair of medicine devoted to botanical studies on the grounds that physicians should instead study Quechua. In that ancient Native American language, plants were said to have been named for their medical virtues. Physicians, it was suggested, could learn the uses of plants more quickly by studying this Incan language than by investigating the plants themselves. Martín Sessé, director of the Spanish Royal Botanic Expedition to New Spain (1787–1802), made

similar claims for Nahuatl, the language of the Aztecs and other Native Americans living in Mexico and Central America. It was precisely this type of information—medicinal usages, biogeographical distribution, and cultural valence—that was to be stripped from plants in Linnaean binomial nomenclature as it has come down to us.¹

Michel Foucault has defined the eighteenth century as the “Classical Age,” the age that fashioned new conceptual grids to discipline the unwieldy stuff of nature. Within these grids, names became technical reference tools—said to be simple tags or neutral designators—no longer burdened by Baroque notions of resemblance. A name, in other words, was to have no essential connection to the plant, but was to be something agreed upon by convention. The illustrious B. D. Jackson, secretary of the Linnean Society and keeper of the Kew Index in the 1880s, wrote that a plant's name was merely a “symbol,” and that if it and the plant to which it belonged were firmly united leaving nothing to doubt, it mattered little what the name might be. Nomenclaturists today often recognize this and emphasize the playfulness of names: a fossil snake might be called Monty Python, or a name, such as *Simiolus enjessi*, might encode reference even to a granting agency (*Simiolus enjessi* when properly pronounced contains a hidden reference to “NGS” in honor of the National Geographic Society). And it is certainly the case that innumerable natural objects have been named for spouses, lovers, and so on.²

Though names today may be abstract and arbitrary in this way, naming practices are not. They are historically and culturally specific, growing out of particular contexts, conflicts, and circumstances, and it is the job of the historian to ask why a particular naming system and not another came to be. My argument is that what developed in the eighteenth century was a culturally specific and highly unusual practice of naming plants from around the world after prominent Europeans, especially botanists. Linnaeus argued long and hard for this relatively new practice—a practice validated when his work was made the starting point of modern botany at the beginning of the twentieth century, a period that marked the apex of European imperial power. Naming practices devised in the eighteenth century assisted in the consolidation of Western hegemony and, I will argue, also embedded into botanical nomenclature a particular historiography, namely, a history celebrating the deeds of great European men.

The grand achievement of the early modern period was the invention of binomial nomenclature, emerging in nascent form with the Swiss Bauhin in the seventeenth century and systematically developed to a fine art by Linnaeus in the eighteenth century. Binomial nomenclature refers to that system of naming whereby a species of plant is designated by a two-word name, consisting of a generic name followed by a one-word specific epithet, as in *Homo sapiens*, *Notropis cornutus*, or *Poinciana pulcherrima*. A plant is

considered fully named when it is furnished with a generic and a specific name.³

There is no doubt that in Linnaeus' day some kind of taxonomic reform (and standardization) was needed. Seventeenth-century botanists raised a cacophony of botanical names. Until the end of the fifteenth century, *Materia medica* were commonly Arabic versions of Greek texts in Latin translations that provided five types of names for any given substance: Latin, vernacular, Arabic, apothecary, and "polynomials" or descriptive phrases. An entry in John Gerard's 1633 *Herbal* typically listed names for "Sow-Bread": in Latin, *Tuber terrae* and *Terrae rapum*; in shops, *Cyclamen*, *Panis porcinus*, and *Arthanita*; in Italian, *Pan Porcino*; in Spanish, *Mazan de Puerco*; in High Dutch, *Schweinbrot*; in Low Dutch, *Uetkinsbroot*; in French, *Pain de Porceau*; and in English, "Sow-Bread." These names were often—but not always—based in literal translations from one language into the next. To handle this burgeoning Babel, botanists published dictionaries and vocabularies listing synonyms across numerous languages. Christian Mentzelius' *Index nominum plantarum multilinguis*, for example, provided 350 pages of botanical synonyms calibrating names across one hundred and eight languages—including Latin, Greek, German, "Scottish," "Bangaleneese," Chinese, Mexican, and "Zeilanense."⁴

Naturalists in the sixteenth and seventeenth centuries expanded these unwieldy practices as they came into contact with new plants abroad. Francisco Hernández, collecting in New Spain in the 1570s, diligently recorded Nahuatl names for many of the plants he encountered. The military man Charles de Rochefort, working in the West Indies in the 1650s, employed the European method of collecting synonyms for particular plants across diverse Indian languages. Writing of the manyoc of the Caribs, for example, he gave equivalent names in Toupinambous (manyot) and other Amerindian tongues (for example, mandioque). Charles Plumier in his 1693 description of plant life in the Americas also gathered and recorded Taino and Carib names. Hendrik Adriaan van Reede tot Drakenstein, while exploring the coast of Malabar, provided "Brahmanese" and Malayalam names for the plants he encountered. Pierre Barrère in Cayenne offered names for plants in Latin, French, and "Indian." Jean-Baptiste-René Pouppe-Desportes, working in Saint Domingue, supplied names in Latin, French, and Carib.⁵

While many naturalists happily incorporated names from other continents and cultures into the European botanical corpus in order to accommodate a burgeoning flora, others were less sanguine about the practice. Linnaeus emphasized in his 1737 *Critica botanica* the urgency of developing a strict and standardized "science of names," by which he meant a set of rules regulating how names should be created and maintained. He judged the reigning practices a "Babel" of tongues and with characteristic flourish warned, "I foresee barbarism knocking at our gates." His *Critica botanica*, a two-hundred-page work setting out rules for standardizing botanical nomenclature, might be viewed as a first code of botanical nomenclature. But Linnaeus' extensive prescriptions also banished many things: European languages except Greek or Latin; religious names (though he allowed names derived from European mythology); foreign names (meaning foreign to European sensibilities); names invoking the uses of plants; names ending in *oide*; names compounded of two entire Latin words; and so forth. He was especially emphatic that "generic names that are not derived from Greek or Latin roots must be rejected." Expressly targeting van Reede's *Hortus Indicus Malabaricus*, Linnaeus declared all foreign names and terms "barbarous" (though for some reason he preferred these barbarous names to what he considered the "absence of names" in Maria Sibylla Merian's account of the plants of Surinam, another text he mentioned). Linnaeus retained "barbarous names" only when he could devise a Latin or Greek derivation, even one

having nothing to do with the plant or its provenance. *Datura* (a genus in the potato family) he allowed, for example, for its association with *dare* from the Latin meaning “to give, because it is ‘given’ to those whose sexual powers are weak or enfeebled.”⁶

In setting conventions, Linnaeus made clear that Latin was to become the standard language of botany. That is to say, that all names and descriptions or diagnoses were to be published in Latin. “Long ago the learned men of Europe met and chose the Latin language as the common language of learning,” Linnaeus wrote. “I do not object to any nation retaining its own vernacular names for plants,” he continued. “[W]hat I do earnestly desire is that all learned Botanists should agree on the Latin names.” In fact, Linnaeus’ preference for Latin may have derived from the fact that he himself wrote no other European language but Swedish, a language few Europeans could read. Latin of course was the lingua franca of academic exchange; botanist William Stearn has suggested, however, that Latin was chosen for international communication between scholars precisely because few women read it. Stearn has also suggested that because Latin was the language of educated men, its “neutrality” facilitated communication worldwide.⁷

In respect to other cultures, of course, Latin was not value-neutral. Linnaeus’ devotion to Latin displaced other languages; he explicitly chose as the “Fathers of Botany” in this regard the ancient Greeks and Romans, not the “Asiatics or Arabians” whose knowledge of plants even Linnaeus would have recognized as ancient and extensive but whose languages he considered “barbarous.” Botanical Latin did not come ready-made in the early modern period; it was made and remade—new terms were introduced, others stabilized—to suit botanists’ purposes. Botanical Latin has best been described by Stearn as a modern Roman language of special technical application, derived from Renaissance Latin with much plundering of ancient Greek, which has evolved, mainly since 1700.⁸ As we shall see, local and global politics came to be embedded in this scientific language as it developed in this great age of scientific voyaging.

In creating Latin names for plants, Linnaeus perfunctorily gave a nod to the Baroque notion that the best generic name was one to which “the plant offered its hand”—that is, a name that highlighted a plant’s essential character or appearance. Thus *Helianthus* (Flower of the Sun) designated a plant “whose great golden blossoms send out rays in every direction from the circular disk,” or *Hippocrepis* (Horseshoe) denoted “the marvelous resemblance of the fruit of this plant to an iron horseshoe.” At the level of class and order, naturalists, including Linnaeus, often derived names from what they defined as some essential character for that class or order. Thus Linnaeus named that class of animals characterized by having mammae, Mammalia. In botany, Linnaeus named his classes and orders for the number of male sexual parts (stamen) and female sexual parts (pistils), which he considered essential characters. Merian’s *flos pavonis*, for example, figured in Linnaeus’ class Decandria (having ten “husbands” or male parts) and the order monogynia (having one “wife” or female part).⁹

But Linnaeus understood that all too often what is considered an essential character in a plant may lie merely “in the eye of the beholder.” (Modern nomenclaturists avoid coining names that attempt to capture essential attributes of taxa because their choice may prove incorrect in the future; ambiguity, in this case, precludes embarrassment.) What Linnaeus proposed was a naming system abstract in relation to the properties of plants but concrete in relation to the history of botany in Europe: “as a religious duty” he intended “to engrave the names of men on plants, and so secure for them immortal renown.” He devoted an uncharacteristic nineteen pages to this point; most entries in his *Botanica critica* are one to three pages long. This practice of naming plants after men was an ancient one, he argued, one practiced by Hippocrates, Theophrastus, Dioscorides, and Pliny, and newly revived by his immediate predecessors Charles Plumier (1646–1704) and

Joseph Pitton de Tournefort (1656–1708). Linnaeus noted that he preferred the names Plumier devised to commemorate heroic botanists to those “barbarous” coinages he (Plumier) formulated from Amerindian languages.¹⁰

Men immortalized in the Linnaean system included Tournefort (*Tournefortia*), van Reede (*Rheedia*), the Commelins (*Commelina*), Sloane (*Sloanea*), and André Thouin, gardener at the Jardin du Roi (*Thouinia*). In his *Critica botanica* Linnaeus counted 144 genera named after prominent botanists, fifty of which were coined by Plumier, five by Tournefort, and eighty-five by himself. Few women’s names appear in this 1737 list; surprisingly absent is the name of Maria Sibylla Merian, whose work Linnaeus often did in fact cite. Only when softened by old age did Linnaeus commemorate a few women (see below). *Meriania* was introduced in the 1790s by Olof Swartz, a Swedish botanist who worked extensively in Surinam. Eventually six species of plants, nine butterflies, and two beetles were named for her.¹¹ Linnaeus often gave fanciful reasons for naming a particular genus after a particular botanist. *Bauhinia*, he wrote, has two lobed leaves growing from the same base and appropriately bears the name of the noble pair of brothers Bauhin, Jean and Caspar. *Hermannia*, which produces flowers that are very unlike any others and belongs to Africa, is appropriately named for Paul Hermann, a botanist who introduced Europe to African flora. *Hernandia*, an American tree with handsome leaves, was named for a botanist (Hernández) who was highly paid to investigate the natural history of America. *Magnolia* was “a tree with very handsome leaves and flowers, recalling that splendid botanist [Pierre] Magnol.” With not a little feigned modesty Linnaeus wrote of the *Linnea* (a small flowering plant): it was named by the celebrated Johan Frederik Gronoyius and is a plant of Lapland, “lowly, insignificant, disregarded, flowering but for a brief space—from Linnaeus who resembles it.”¹²

Linnaeus himself expected resistance to his practice of naming plants after botanists: “if any of my aphorisms should provoke opposition, it will assuredly be this one.” He justified his naming procedures in four ways. First, the ceremony involved in bestowing a man’s name on a plant “aroused the ambition of living [botanists] and applied a spur where it is suitable.” Second, such practices were sanctioned by other sciences: physicians, anatomists, pharmacists, chemists, and surgeons customarily attached their names to their discoveries (he mentions Harveian circulation, Nuck’s canal, and Wirsung’s duct). Third, this procedure conformed to the customs of voyagers, who often lent their names to lands they discovered. “How many islands,” Linnaeus pondered, “have not obtained their names from their first European visitors? Indeed a quarter of the globe has received from that insignificant specimen of humanity Amerigo [Vespucci] a name which no one would refuse to give it.” Who, he continued, would deny a botanical discoverer his discovery? Finally, and most significantly, this practice of naming plants after great botanists seamlessly folded a history of botany into botanical nomenclature itself: “it is necessary for every Botanist to treasure the history of the science which he is passing on, and at the same time to be familiar with all botanical writers and their names.” Nomenclature was mnemonic and honorific. It was also simply “economical” for the names of plants and of great botanists to be one and the same. Linnaeus therefore admonished botanists to lend their names to genera with care. One should, he noted, lend one’s name only to natural genera; an artificial and provisional genus would soon pass away and with them one’s name.¹³

Linnaeus could have chosen many things to highlight in naming practices—for example, the biogeographical distribution or the cultural uses of plants. In fact, he chose to celebrate botanists known to him—a practice that reinforced the notion that science is created by great individuals, and in this case European men. In so doing, he inscribed a particular vision of the history of botany into the very names by which we know the world. Linnaeus’ naming system retold the story of elite European botany—to the exclusion of other histories.

It is important to recall that Linnaeus' naming practices developed at a time when naturalists were newly regulating who could and could not do science. It was a time when the informal exclusion of women was formalized, for example. It was also a time when European science was establishing its power vis-à-vis other knowledge traditions. As part of this, Linnaeus closely guarded the power to name. Accordingly, "no one ought to name a plant unless he is a botanist" (de facto not a woman or a person from another culture). Linnaeus furthermore admonished that only "he who establishes a new genus should give it a name," strengthening priority of discovery as a chief scientific value. Linnaeus' system also served to solidify growing professional divides. "I see no reason why I should accept 'official' names, unless one should wish to place the authority of pharmacists unnecessarily high." Finally, the aging Linnaeus required that only "mature" botanists—not rash young men or "newly hatched botanists"—name the various parts of nature's body.¹⁴

Linnaeus argued that the botanists commemorated in his system (Sloane or Tournefort, for example) deserved such high honor because many were martyrs to science, having suffered "wearisome and painful hardships" in the service of botany. First of the beleaguered "officers in flora's army" was himself: "In my youth I entered the deserts of Lapland . . . I lived on only water and meat, without bread and salt . . . I risked my life on Mount Skula, in Finmark, on icy mountains and in shipwreck."¹⁵ Linnaeus also promoted generic names celebrating European kings and patrons who had contributed to the cost of oceanic voyages, botanical gardens, extensive libraries, academic professorships in botany, and textual illustrations.

The point again was glory, or immortality. Anyone whose name was "gloriously" immortalized by science had, Linnaeus maintained, "obtained the highest honor that mortal man can desire." This little bit of glory compensated the botanist for pursuing a passion that otherwise yielded little worldly gain. This higher prize, Linnaeus admonished, was to be guarded jealously; it was too "priceless, brilliant and valuable" to be wasted on "the uneducated, florists, monks, relations, friends and the like."¹⁶ More stringent on this matter than most taxonomists, Linnaeus preferred also to exclude the names of men, saints, and public figures not directly connected to botany.

I myself lavish attention on Linnaeus because his naming system was consecrated as the starting point of modern botany in 1905 at the International Botanical Congress, in article 19 of the Règles de la nomenclature botanique, and has remained the standard. Since the 1860s, botanists have met approximately every five years (except when interrupted by war) in order to standardize the rules of nomenclature. Charles Darwin deemed such activities so important that he bequeathed substantial funds from his own estate to establish a global list of plants, their authors, and geographic locations. Darwin's gift launched Sir Joseph Hooker's *Index Kewensis* that by the 1880s included a set of index cards and boxes weighing more than one ton.¹⁷

An overriding concern of these meetings has been to provide stability in botanical nomenclature; that is to say, for botanists to agree upon principles, rules, and laws to ensure that each plant is known by one and only one name internationally. Between 1867 and 1905 many solutions for this desired stability in naming practices were devised. In 1905, botanists settled on several principles, including the setting of priority of publication as the fundamental principle for establishing names, and recognizing Linnaeus' *Species plantarum* (1753) and its 6,000 species names as the starting point of botanical nomenclature for all groups of vascular plants. All works published before 1753 (by Plumier, van Reede, or Merian, for example) were declared invalid for purposes of naming plants; these naturalists' naming practices, strongly based in local cultures both domestic and foreign (see below) were replaced by Linnaeus' European-centered system.

Linnaeus' *Species plantarum* was chosen not because Linnaeus had devised the system of binomials or named *de novo* the species it includes. Stearn has cogently argued that Linnaeus' accomplishment was his taking of his predecessors' names and methods and applying them consistently, methodically, and on a large scale to the whole of the then-known floral world. Linnaeus served, in a sense, as a one-man tribunal, sorting and compiling what he deemed appropriate names from earlier authors. In the process, however, he produced the largest one-time change in the history of botanical naming, replacing old and coining new names as he saw fit, sometimes with caprice. The twentieth-century botanist S. Savage notes that in some cases Linnaeus' abrupt interventions were unfortunate; his classical names led some botanists mistakenly to assume that indigenous American plants, for example, grew in ancient Greece.¹⁸

Eighteenth-century naturalists were keenly aware of the glory attached to having a plant bear his or her name. In preparing for his voyage to the West Indies, Sir Hans Sloane wrote: "some men seem to have a great desire to be the first authors of discovering such or such plants, and to have them carry their names in the first place, but I endeavour'd rather to find if anything I had observed was taken notice of by other persons." Returning to England, he published his 1695 catalogue of Jamaican plants in order "to do right to the first authors and the publick."¹⁹ Botanists in this era often jockeyed to be first to publish a description of a plant and an appropriate plant name. They fought over names, and even on occasion insulted their enemies through the names they chose for particular plants. Linnaeus, for example, called an odious weed *Siegesbeckia* after Johann Siegesbeck, an outspoken critic of his sexual system.²⁰

As noted above, modern botanists, paleoanthropologists, and zoologists sometimes portray naming practices as politically indifferent or trivial. The writers of the 1981 International Code of Botanical Nomenclature, for example, claimed that "the purpose of giving a name to a taxonomic group is not to indicate its characters or history, but to supply a means of referring to it and to indicate its taxonomic rank."²¹ But even in the twenty-first century, certain political considerations creep into naming practices. A paleontologist once told me that he had intended to name a newly-found fossil after his wife, but was persuaded by his colleagues to utilize instead an African name (honoring the place where the fossil was found) in order to ease relations for Americans and Europeans working on that continent.

The 1905 code's insistence on priority also focused attention on authorship (meaning publication), reinforcing the preeminence of well-educated European males over collectors, gardeners, informants, and others who quietly served the cause of botany. The 1905 Vienna Congress also reinforced Linnaeus' choice of Latin as the appropriate language for botany, despite protests from the American delegation that this choice was "arbitrary and offensive."²² Interestingly, these international meetings were transacted in French (not Latin)—even at the 1924 Imperial Botanical Conference, held in London. Not until 1935 did English become the lingua franca of these meetings.

Not to leave any stone unturned, nomenclaturists in the 1960s established rules for naming extraterrestrial taxa. Naturalists fought bitterly over whether 1961 or 1962 should be recognized as the starting point for universally valid names for extraterrestrial fossils, and whether Latin should be required for their diagnoses.²³ The rule has not of course been tested yet in the field.

The text comes from the book *Plants And Empire: Colonial Bioprospecting In The Atlantic World* (Harvard University Press, 2004).

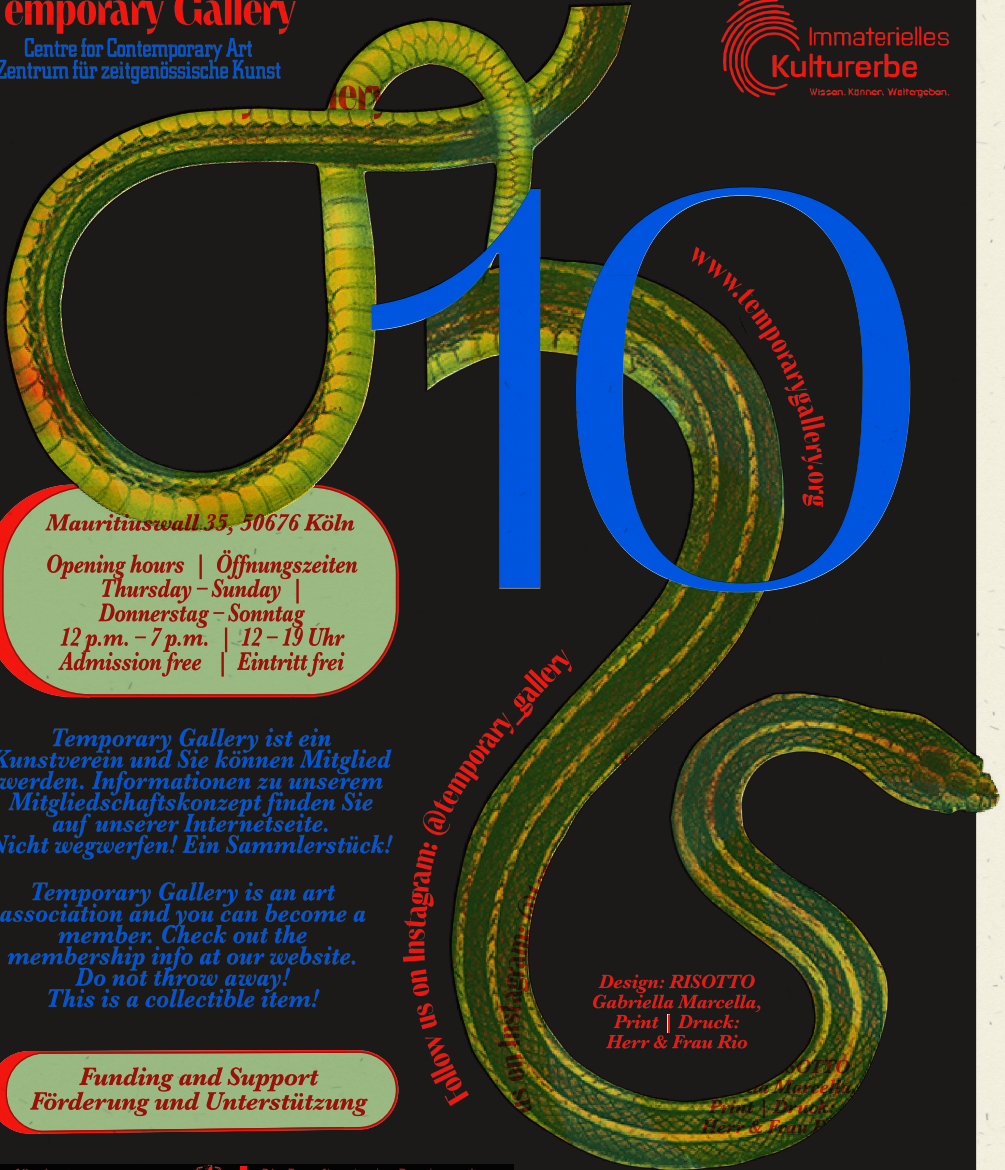
- 1 Jorge Cañizares-Esguera, „Spanish America: From Baroque to Modern Colonial Science“, in: Roy Porter (Hg./ed.), *Science in the Eighteenth Century*. Cambridge, im Druck, S./p. 729; Antonio Lafuente und Nuria Valverde, „Linnaean Botany and Spanish Imperial Biopolitics“, in: Jorge Cañizares-Esguera (Hg./ed.), *How to Write the History of the New World: Histories, Epistemologies, and Identities in the Eighteenth-Century Atlantic World*, Stanford 2001.
- 2 Michel Foucault, *The Order of Things: An Archaeology of the Human Sciences*. New York 1973, S./pp. 65–67. Deutsch: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt am Main 1974. Vgl./See B. D. Jackson, „The New Index of Plant Names“, in: *Journal of Botany* 25, 1887.
- 3 William Thomas Stearn, „The Background of Linnaeus's Contributions to the Nomenclature and Methods of Systematic Biology“, in: *Systematic Zoology* 8, 1959, S./pp. 4–22. Siehe auch/see also Edward Lee Greene, *Landmarks of Botanical History*. Washington, D.C. 1909; Carl von Linné, *Critica botanica*. Leiden 1757, Nr. 256.
- 4 Vgl./See John Gerard, *The Herbal or General Historie of Plantes*. London 1597, S./pp. 843–845. Christian Mentzelius, *Index nominum plantarum multilinguist*. Berlin 1682.
- 5 Rogers McVaugh, *Botanical Results of the Sessé and Mocino Expedition: 1787– 1850*. Pittsburgh 2000, S./p. 19. Siehe auch/See also Simon Varey (Hg./ed.), *The Mexican Treasury: The Writings of Dr. Francisco Hernández*, Stanford 2000. Charles de Rochefort, *Histoire naturelle et morale des Iles Antilles de l'Amérique*. Rotterdam 1665, S./pp. 104–106. Charles Plumier, *Description des plantes de l'Amérique*. Paris 1695. Hendrik Adriaan van Reede tot Drakenstein, *Hortus Indicus Malabaricus*. 12 Bände/vols. Amsterdam 1678–1695. Pierre Barrère, *Essai sur l'histoire naturelle de la France Equinoxiale*. Paris 1741. Jean-Baptiste-René Pouppe-Desportes, *Histoire des maladies de Saint Domingue*. 3 Bände/vols. Paris 1770.
- 6 Bände/vols. Linné an Haller, zitiert in *Critica botanica*, vii–viii; Nr. 218, 229. Werner Greuter (Hg./ed.), *International Code of Botanical Nomenclature*, Königstein 1988.
- 7 Vgl./See Carl von Linné, *Critica botanica*, Nr. 229. Vgl./See William Thomas Stearn, *Botanical Latin: History, Grammar, Syntax, Terminology, and Vocabulary*. Newton Abbot, Devon 1992, S./pp. 6–7.
- 8 Vgl./See Carl von Linné, *Critica botanica*, Nr. 241.
- 9 Vgl. ebd./See *ibid.*, Nr. 240. Londa Schiebinger, *Nature's Body: Gender and the Making of Modern Science*. Boston 1993, Kap./Ch. 2.
- 10 Vgl./See Carl von Linné, *Critica botanica*, Nr. 238, 240.
- 11 Linnés Liste der Namen, die an „herausragende Botaniker“ erinnern, siehe ebd., Nr. 238. Linnés Wissen über verschiedene Insektenarten stammte ausschließlich aus dem Werk Merians. Olof Swartz, *Flora Indiae Occidentalis*. 2 Bände. London. 1797–1806, unter dem Stichwort „Meriania purpurea“. Kurt Wettengl (Hg./ed.), *Maria Sibylla Merian (1647–1717): Artist and Naturalist*. Ostfildern 1998, S./p. 15.
- 12 Vgl./See Linné, *Critica botanica*, Nr. 238.
- 13 Vgl. ebd./See *ibid.*
- 14 Londa Schiebinger, *The Mind Has No Sex? Women in the Origins of Modern Science*. Cambridge 1989. Vgl./See Carl von Linné, *Critica botanica*, Nr. 218, 229, 238.
- 15 Vgl. ebd./See *ibid.*, Nr. 237, 238.
- 16 Vgl. ebd./See *ibid.*, Nr. 236.
- 17 John Briquet, *Règles internationales de la nomenclature botanique*, Jena 1906. B. D. Jackson, „The New Index of Plant Names“, in: *Journal of Botany* 25, 1887, S./p. 151.
- 18 William Thomas Stearn, „The Background of Linnaeus's Contributions to the Nomenclature and Methods of Systematic Biology“, in: *Systematic Zoology* 8, 1959, S./p. 5. Savage zitiert/cited in Linné, *Critica botanica*, Stearn's Einleitung/introduction S./pp. 39–40. Siehe auch/see also Aldo Pesante, „About the Use of Personal Names in Taxonomical Nomenclature“, in: *Taxon* 10 (1961), S./pp. 214–221.
- 19 Vgl./See Hans Sloane, *A Voyage to the Islands Madera, Barbados, Nieves, St. Christophers, and Jamaica; with the Natural History, etc.*, 2 Bände/vols. London 1707–1725, Vorwort/preface.
- 20 Ronald King in Robert Thornton, *The Temple of Flora* (1799). Boston 1981, S./p. 9; Heinz Goerke, *Linnaeus*, New York 1973, S./p. 108.
- 21 Edward G. Voss (Hg./ed.), *International Code of Botanical Nomenclature*. Utrecht 1983, S./p. 1.
- 22 Vgl./See G. Perry, „Nomenclatural Stability and the Botanical Code: A Historical Review“, in: *Hawksworth* (Hg./ed.), *In Improving the Stability of Names*. 1991, S./p. 81.
- 23 S. L. Van Landingham, „The Naming of Extraterrestrial Taxa“, in: *Taxon* 12, 1963, S./p. 282.

Londa Schiebinger ist John L. Hinds-Professorin für Wissenschaftsgeschichte an der Stanford University und Direktorin für geschlechtsspezifische Innovationen in Wissenschaft, Gesundheit und Medizin, Ingenieurwesen und Umwelt. Schiebinger erhielt ihren Ph.D. von der Harvard University und ist gewähltes Mitglied der American Academy of Arts and Sciences. Zu ihren Büchern gehören: The Mind Has No Sex? Women in the Origins of Modern Science (1989); Nature's Body: Gender in the Making of Modern Science (1993); Plants and Empire: Colonial Bioprospecting in the Atlantic World (2004); mit Robert N. Proctor, Agnotology: The Making and Unmaking of Ignorance (2008); und Secret Cures of Slaves: People, Plants, and Medicine in the Eighteenth-Century Atlantic World (2017).

Londa Schiebinger is the John L. Hinds Professor of History of Science at Stanford University, and Director of the Gendered Innovations in Science, Health & Medicine, Engineering, and Environment. Schiebinger received her Ph.D. from Harvard University and is an elected member of the American Academy of Arts and Sciences. Her books include: The Mind Has No Sex? Women in the Origins of Modern Science (1989); Nature's Body: Gender in the Making of Modern Science (1993); Plants and Empire: Colonial Bioprospecting in the Atlantic World (2004); with Robert N. Proctor, Agnotology: The Making and Unmaking of Ignorance (2008); and Secret Cures of Slaves: People, Plants, and Medicine in the Eighteenth-Century Atlantic World (2017).

Temporary Gallery

Centre for Contemporary Art
Zentrum für zeitgenössische Kunst



www.temporarygallery.org

Follow us on Instagram: @temporary_gallery

Mauritiuswall 35, 50676 Köln

Opening hours | Öffnungszeiten
Thursday - Sunday |
Donnerstag - Sonntag
12 p.m. - 7 p.m. | 12 - 19 Uhr
Admission free | Eintritt frei

Temporary Gallery ist ein Kunstverein und Sie können Mitglied werden. Informationen zu unserem Mitgliedschaftskonzept finden Sie auf unserer Internetseite. Nicht wegwerfen! Ein Sammlerstück!

Temporary Gallery is an art association and you can become a member. Check out the membership info at our website. Do not throw away! This is a collectible item!

Funding and Support
Förderung und Unterstützung

*Design: RISOTTO
Gabriella Marcella,
Print | Druck:
Herr & Frau Rio*

Gefördert von



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

**KULTURSTIFTUNG
DES
BUNDES**

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



**Federal Ministry
Republic of Austria
Arts, Culture,
Civil Service and Sport**

Hotel Chelsea



Stadt Köln
Kulturamt



Co-funded by
the European Union

This project was produced in collaboration with:

Phileas THE AUSTRIAN OFFICE FOR
CONTEMPORARY ART



**Deltax
contemporary**